

## Inhalt

### Kolumnen

- 3 Hermann Schulz  
Danke
- 4 Wolfgang Belitz  
Marx und more

### SCHWERPUNKT: Zukunft von '68

- 5 Niklas Rokahr  
Kein Land in Sicht
- 7 Raphaela Gilles  
1968 – Und was geblieben ist
- 7 Benjamin Benz  
Der Bundesinnenminister
- 8 Rebekka Scheler  
Wozu 68?
- 9 Robina Cronauer  
Genießen muss auch mal sein
- 10 Maximilian Wenzel  
Im Auge des Orkans
- 11 Heiko Koch  
Erinnerung an die Dortmunder Edelweißpiraten
- 13 Ulrich Grober  
Buen Vivir – die Botschaft des Alberto Acosta
- 14 Nina Gribat  
50 Jahre 1968: selbstorganisierte Lern- und Lehrformate in der Architektur an der TU Berlin
- 16 Peter Strege  
zutun 71 A „Ich hab‘ dann einfach ‘ne Bauanleitung für‘n Molli in Linol geschnitten!“
- 18 Rolf Euler  
Unter Tage – Über Tage
- 19 Harald Jochums  
Die 68er und wir oder:  
WIR bleiben hier – WIR lassen uns nicht vertreiben.
- 20 Wolfgang Breger im Interview  
Antiautoritäre Haltung, ziviler Ungehorsam

### Menschenorte 37

- 21 Andreas Müller  
Der Knüllermarkt beherbergt linke Geschichte:  
Das Archiv für alternatives Schrifttum (afas)

### 1wurf

- 22 Jürgen Klute  
Der kurdische Konflikt

### Palästina

- 23 Shir Hever – 2. März 2018  
Wer profitiert davon, Gaza am Rand einer humanitären Katastrophe zu halten?

Impressum ...

Seite 12

Abo-Bestellschein ...

Seite 6

Lesetipps ...

Seiten 8, 13, 15, 17, 23

Anzeige Peter Hammer

Verlag ... Seite 24



## Editorial

„Ausblick“ ist ein Hoffnungsmotto – wie das Titelbild dieses *AMOS*: darin transformiert Manfred Walz Schusswaffen, medizinische Kontroll-Apparate und die Zeitanzeige („5 Minuten vor Zwölf“) und nennt das „Ausblick“. Ausblick auf bessere Verhältnisse, auf ein „Gutes Leben – Buen Vivir“. Solch ein – transformierender – „Ausblick“ tut gut, gerade heutzutage. Es hat immer wieder solche Hoffnungsmottos gegeben: Erinnert sei an „Eine andere Welt ist möglich!“ (zuerst von attac) und an „68“ mit der antiautoritären Haltung im zivilem Ungehorsam.

Um „68“ dreht sich auch bei *AMOS* in diesem Jahr Vieles: Das große öffentliche Geburtstagsfest am Freitag, 29. Juni 2018 in Bochum (s. die aktualisierte Einladung in diesem Heft), und zwei *AMOS*-Ausgaben: 1|2018 mit dem Motto „2018 WiderBorstig 1968“ und diese neue Nummer mit dem Motto „Zukunft von ‚68‘“. Äußerten sich in 1|18 vor allem Menschen der Gründergenerationen, so schreiben in diesem Heft in erster Reihe zahlreiche Jüngere, was sie mit „68“ zu tun haben. Ihre Frage, die sich immer wieder stellte und auch in vielen Texten nachklingt, ist: Was hat „68“ mit mir zu tun? Und bei den Älteren: Was ist von „68“ geblieben, für mich und allgemein? Diese unterschiedlichen „Ausblicke auf 68“ sind in diesem *AMOS* nach dem Alter der Schreibenden sortiert, sodass die lebensgeschichtlich unterschiedlichen Perspektiven deutlicher zum Ausdruck kommen.

„68“ stand weltweit für Emanzipation, Befreiung, „Bruch“/Umbruch. Es gab immer schon welthistorische Umbrüche – auch zum Besseren, die keiner von uns Heutigen selber miterlebte und die doch vieles verändert haben, worauf auch wir aufbauen und wovon wir zehren: z.B. die französische Revolution oder die Zeit um 1917/1918, d.h. die Befreiungen vom deutschen Kaiserreich, vom Russischen Zarenreich und von der Osmanischen Weltmacht. Ähnliches gilt für „1968“ (einschließlich die Jahre davor und danach) mit den globalen Umbrüchen und Befreiungen: das Ende der europäischen Kolonialherrschaft weltweit, der Anfang des Abstieges der USA als Weltmacht (seit ihrer Niederlage in Vietnam) und der UdSSR als konkurrierender Weltmacht (seit der brutalen Niederwerfung des „Prager Frühlings“ und später ihrer Niederlage in Afghanistan). Diese global wirkenden Umbrüche von „68“ und die damit verbundenen Errungenschaften können auch heutige reaktionäre Kräfte nicht aus der Welt schaffen. Die Uhren lassen sich nicht zurückstellen (auch nicht in Berlin oder München).

Gut für *AMOS* ist auch die „Aussicht“: Es gibt uns heute und morgen. Denn mehrere Generationen arbeiten im *AMOS* zusammen.

Es wird ja in den kommenden 50 Jahren genug zu tun sein.

Auf Wiedersehen am Freitag, 29. Juni in Bochum!

**AMOS**



Illus: Peter Strege, 1969

Hermann Schulz

## Danke!

*Am 15. Mai dieses Jahres wurde Hermann Schulz die Ehrendoktorwürde der Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaft der Bergischen Universität Wuppertal verliehen. Die Laudatio hielt Dr. Henning Scherf, Bremen.*

*AMOS gratuliert herzlich und bringt Auszüge aus Hermanns Dankesansprache*

Ich möchte zu allererst meinen Dank an alle richten, die mit der Entscheidung der Universität zu tun hatten und diese Stunde begleiten. Ich bin ich angerührt von der günstigen Einschätzung meiner Arbeit als Verleger und Autor, und bedanke mich von Herzen für Anerkennung und Vertrauen, das man mir mit dieser ungewöhnlichen Ehrung entgegen bringt. Und Dank an Henning Scherf, mit dem mich schöne Freundschaft durch die Nicaragua-Organisation „pan y arte“ verbindet. Wir haben vor fast vierzig Jahren in gemeinsamer Anstrengung das Bremer Fährschiff Gröpeln nach Nicaragua geschafft.

Als ich mich mit Andreas Meier vor einigen Wochen zu einem Essen traf, dachte ich nichts anderes, als dass er mit mir Fragen des vorgesehenen Autoren-Vor- oder Nachlasses besprechen wollte. Dann kam diese überraschende Nachricht. Ich habe mich ungemein gefreut.

In den Tagen danach habe ich mich gefragt, was denn Bestand haben könnte aus 40 Jahren Wuppertaler Verlagsarbeit. Wenn es vielleicht fünfzig Bücher von gut 1.300 verantworteten Titeln sind, die über den Tag hinaus Wirkung zeigen und zeigen, gesellschaftlich, politisch oder literarisch, klingt das auch bescheiden, ist aber genau betrachtet eine Menge. Es ist normal, dass sich die meisten Veröffentlichungen im Rückblick als zeitgebunden erweisen, manches auch einfach als überflüssig oder den Tagesmoden geschuldet.

Und mir ging durch den Kopf, was an wunderbaren Verlags-Plänen nicht realisiert werden konnte, weil die Kräfte nicht reichten; ein Weltatlas der Poesie zum Beispiel, eine neue deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts in Portraits für Jugendliche, von Clausewitz bis Gustav Heine-mann, vor allem aber unbekanntenen Personen, ausbaldowert mit den Historikern Ute Daniel und Jürgen Reulecke. Solche und ähnliche Hilfe und Beratung nutzt jeder Verleger, wenn er klug ist. Sie selbst sind ja ein Leben lang gewiefte Diletanten, aber auf enorm vielen Gebieten! Verleger sein ist ja ein verrückter Beruf: Man arbeitet dauernd an Konzepten, die selten funktionieren, man sucht unbestimmt etwas und findet völlig anderes. Oft macht man Bücher, die rechnerisch nicht funktionieren können, dann aber Sterntaler-Reichtum ausschütten.

Was die Entdeckungen aus den südlichen Kontinenten angeht, hat man mich oft gelobt wegen meines Engagements für solche risikoreichen Unternehmen. Es war aber von Anfang an eine große Portion Abenteuerlust dabei. Mir bescherten diese Ausflüge nach Lateinamerika, Afrika und andere Welt-gegenden offene Fenster zu unglaublichen Reichtümern der Welt. Wenn davon etwas vermittelt wurde und unser Buch-markt heute ein bisschen weniger provinziell ist, wäre ja etwas



gewonnen. Für mich ist und waren – neben schönen Büchern – ein Gewinn die vielen persönlichen Freundschaften und menschliche Begegnungen. In solchen Kontexten muss man irgendwann entscheiden, auf welcher Seite man stehen will. Das war mein Prozess der Politisierung.

Dann gab es da noch die für einen Verlag ungewöhnliche Beziehung zu Nicaragua und seiner Revolution, seiner Lite-ratur, die lebenslangen Freundschaften mit Ernesto Cardenal, Sergio Ramirez, Gioconda Belli und William Agudelo.

Mein Arbeitsplatz war in einem kleinen Unternehmen in Wuppertal, dem Peter Hammer Verlag. Meine eigentliche Leistung ist, so sehe ich das rückblickend, dass ich den Verlag in den 34 Jahren meiner Verantwortung nicht an die Wand gefahren habe, wie es so vielen Verlagsunternehmen ergan-gen ist, die in den 60er Jahren gegründet worden sind. Als Autor hatte ich einen Verleger, Klaus Humann in Hamburg, der einige Erfolge, aber auch die schwierigen meiner Romane herausbrachte. Die ersten gemeinsamen Bücher machten wir bereits 1978 und 1981 bei rororo-aktuell zu Nicaragua, später dann meine Erzählungen bei Carlsen und Aladin. Die Litera-turgeschichte wird eines Tages hoffentlich nicht übersehen, dass darunter auch ein halbes Dutzend Pixi-Bücher waren!

Vielleicht reichen die Kräfte noch, mit dieser oder jener Geschichte die Welt in Erstaunen zu versetzen. Dieses Ziel muss sich ja ein Autor mit jedem neuen Buch setzen! Auch wenn es nicht in jedem Fall gelingt!

Im Privatleben und darüber hinaus war da vor allem und von Anfang an die heutige Bürgermeisterin Ursula Schulz. Ohne ihr Vertrauen, Solidarität und Langmut säße ich längst seit Jahren irgendwo in einer Verlagsklitsche im Schwarzwald oder in einem Verlagskonzern in Gütersloh. So wie wir ent-schieden haben, nämlich trotz aller Probleme eines kleinen Verlages in Wuppertal zu bleiben, war es gut! Kürzlich sagte Ursula lakonisch: „Langweilig war es nicht gerade!“ Wenn das Geld nicht reichte, schrieb sie einfach für gutes Honorar als Doktor Sommer oder Doktor Korff in der Zeitschrift Bravo Aufklärungsartikel, so halfen wir uns in Notzeiten über die Runden.

Das alles überdenkend, schließe ich mit dem schönen weisen Satz meines Freundes Karl Otto Mühl: „Was wären wir ohne die anderen ...“

---

*Hermann Schulz wurde als Sohn eines Missionars 1938 im heutigen Tanza-nia geboren und wuchs in Deutschland auf. Nach seiner Buchhändlerlehre arbeitete er als Schlepper im Gedinge im Bergbau. Nach einer Reise um die Welt leitete er von 1967 – 2001 den Peter Hammer Verlag in Wuppertal – als Nachfolger von Johannes Rau, der in die Politik gegangen war. Seit 1999 veröffentlichte er 22 Bücher. „Wer das Programm der diesjährigen Literatur-Biennale gelesen hat, weiß dass morgen der Autor ein neues Buch vorstellt, ein weiteres mit einer abenteuerlichen Geschichte, die von Wuppertal nach Afrika und zurück führt, ist in Arbeit für das Jahr 2019.“ (H.S.)*

Wolfgang Belitz

## Marx und more

Wie die ganze Welt zu ihrem Erstaunen erfuhr, was sie schon immer wusste, war der 05. Mai 2018 der 200. Geburtstag von Karl Marx. Am 01. Mai 2018 starb Elmar Altvater im Alter von 79 Jahren. Auch im neuen Katalog von VSA steht noch immer sein „hellblaues Bändchen“ von 2012 mit dem Titel „Marx neu entdecken“. Jetzt ist er nicht allein. Zahlreiche Stimmen, ja, das gesamte Feuilleton sind ihm im Krisenmodus gefolgt mit der bangen Frage: „Was hat uns Karl Marx heute noch oder wieder zu sagen?“ Ich interessiere mich nicht für diese aktuelle Mode, weil Marx zu jeder Zeit viel zu sagen hatte.

Bereits kurz nach der Wende stellte Heiner Müller fest: „In der Sowjetunion und in der DDR wurde der großangelegte Versuch unternommen, Marx zu widerlegen. Der Versuch ist gescheitert.“ Dies wird heute immer mehr Menschen deutlich, auch wenn sie nicht so genial formulieren und exakt denken können wie der Dramatiker.

Ich aber habe es zunächst einen Augenblick lang mit Elmar Altvater zu tun. Im Jahre 1998 erhielt ich die Gelegenheit, in AMOS kontinuierlich eine eigene Kolumne zu schreiben, bis jetzt mehr als 20 Jahre lang 82 Texte. Ich habe all die Jahre in erster Linie mit meinen bescheidenen Mitteln Kapitalismuskritik betrieben auf der Grundlage der Menschenrechte im Blick auf Kirche und Gesellschaft. Was ich all die Jahre um mich herum sehen und erleben konnte und zu beschreiben versuchte, habe ich schon früh zusammengefasst unter dem Begriff „Die neoliberale Konterrevolution“. Mir gefiel es gut, den neoliberalen Weg in eine Gesellschaft der Ungleichheit und Unfreiheit vor dem H als „konterrevolutionär“ zu bezeichnen. Sigfried Katterle hatte mich darauf aufmerksam gemacht, dass der neoliberale Meister Milton Friedman schon 1973 selbst den Begriff zur Beschreibung seiner Position angewandt hatte. So führte ich für mich den Begriff „neoliberale Konterrevolution“ ein, den Walter Wendt dann auch 2010 als Untertitel in dem von ihm herausgegebenen Buch mit den ersten 50 Kolumnen verwandte. Erst im letzten Jahr entdeckte ich, dass es Elmar Altvater war, der den Begriff als erster in unserem Sprachraum eingeführt hatte. Bereits im Jahre 1981 erschien die Zeitschrift Prokla Nr.44 unter dem Titel „Neoliberale Konterrevolution“ und enthielt einen großen Artikel von Elmar Altvater mit der Überschrift „Der gar nicht diskrete Charme der neoliberalen Konterrevolution“.

In meinem Weltbild bezeichnet die „Neoliberale Konterrevolution“ zur Auflösung des Sozialstaates und seiner Errungenschaften alle Maßnahmen der Deregulierung, Kostenreduzierung, Privatisierung und Globalisierung. Wir sind jetzt schon eine Generation lang Zeitzeugen und ein Ende ist nicht abzusehen.

Im Gegenteil zeichnen sich immer neue Runden ab. Um die letzte Bundestagswahl herum ging es auf einmal ganz neu um „Digitalisierung“: Deutschland liegt ganz hinten bei der Verbreitung des schnellen Internets, Die Regierungen kriegen

da nicht viel auf die Reihe. Jetzt ist die Flächendeckung bis 2025 angekündigt. Dafür gibt es neuerdings eine Staatsministerin für Digitalisierung aus Bayern, die alle Fragen schön redet, nicht zuletzt sich selbst: sie möchte auch im neuen Amt High Heels und kurze Röcke tragen, während sie sich um die Digitalisierung des Flugtaxiverkehrs kümmert. Die Bundeskanzlerin und die Wirtschaft fordern eine Beschleunigung der Digitalisierung, der Bundespräsident spricht von einer notwendigen „Ethik der Digitalisierung“. Es geht um Quantität und Qualität der Arbeitsplätze. Es gibt unterschiedliche Studien. Was bedeutet Industrie 4.0 mit Cobots, Robots und vollautomatisierter Produktion, was bringt die Digitalisierung der Dienstleistungen von der Pflege bis zum papierlosen Büro. Gibt es eine menschenleere Fabrik?

Vergessen ist, dass all die Fragen bereits seit Anfang der 80er Jahre ausführlich, vielfältig kreativ oder defensiv diskutiert und beantwortet worden sind. Zu erinnern ist an Hannah Ahrend: „Der Arbeitsgesellschaft geht die Arbeit aus“. Dadurch wurde in mehreren Wellen eine große Debatte ausgelöst unter der Fragestellung „Zukunft der Arbeit unter den Bedingungen der Digitalisierung“.

Mit unserem kleinen „Arbeitskreis westfälischer Sozialpfarrer und Sozialreferenten“ haben wir uns intensiv an dieser Diskussion beteiligt und unsere Beiträge im Jahre 2002 in einem Buch mit dem Titel „Zukunft der Arbeit in einem neuen Gesellschaftsvertrag“ veröffentlicht. Darin habe ich einen längeren Text verfasst unter der Überschrift „Man muss neue Wege beschreiten, um soziale Gerechtigkeit zu erreichen“. Hier wird ein Modell entwickelt, dessen Grundideen und reformerische Umsetzung zu einer Gesellschaft mit Arbeit und Einkommen für alle Menschen führen, indem die digitale Entwicklung von sozialem Fortschritt bekleidet wird. Die entscheidende Frage der Digitalisierung, die heute nicht mehr gestellt wird, lautet: Wann wird endlich die Verteilungsfrage gestellt und neu beantwortet, wenn mit immer weniger menschlicher Arbeitskraft immer mehr gesellschaftlicher Reichtum erzeugt wird? Die soziale Frage des 21. Jahrhunderts kann nicht gelöst werden ohne die Einführung eines modifizierten bedingungslosen Grundeinkommens. Auf dieser Grundlage schauen wir am 200. Geburtstag von Marx auf eine zentrale und richtungweisende Perspektive, die er in seiner eigentümlichen Weise für eine hochtechnisierte Gesellschaft eröffnet hat. Zitat etwas paraphrasiert:

„Wenn die voll digitalisierte **Gesellschaft die allgemeine Produktion** regelt, wird es mir eben dadurch möglich gemacht, heute dies, morgens jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu betreiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden.“

Das heißt Digitalisierung für das Gemeinwohl.

Niklas Rokahr

## Kein Land in Sicht

Nun kenne ich das Mittelmeer auch außerhalb von Reisemagazinen. Schön anzusehen, ja fast magisch, das ist das Mittelmeer tatsächlich. Diese endlose Weite, beinahe erdrückend.

Die Vorstellung darüber, welche Tragödien sich genau hier abspielten, lies einen erstarren. Es schien, als würde das Wasser schreien, als wären die Hilferufe weiterhin genau an dieser Stelle im Mittelmeer zu hören.

Auf dem Weg durch das Einsatzgebiet vor der libyschen Küste begleiteten uns eine Vielzahl an Delphinen und spielten mit den Wellen unseres Schiffes. Rund um die Uhr suchten wir den Horizont mit Ferngläsern ab. Hin und wieder erblickten wir die Rückenflosse eines Wals, der sich in sicherer Entfernung zu unserem Schiff bewegte. Währenddessen hielten wir das Radargerät immer im Blick, kontrollierten die Richtung und die Geschwindigkeit des Schiffes und warfen einen kurzen Blick auf den Öldruck und die Temperatur des Motors.

Das Suchgebiet erstreckt sich über eine Länge von 200 Seemeilen vor der Küste Libyens. Die libysche Küste ist circa 28 Seemeilen entfernt. Weiter in das Gebiet einfahren, das wäre zu gefährlich. Die Chance, in einem so riesigen Gebiet auf ein kleines Boot mit Geflüchteten zu treffen oder diese per Fernglas ausfindig zu machen, ist sehr gering. Dennoch sind wir genau deshalb hier.

### Doch von Anfang an:

Die Einsätze der privaten Rettungsorganisationen starten von der Insel Malta. Dort ist auch der ehemalige Fischkutter aus der DDR stationiert, der für die nächsten 16 Tage mein Zuhause werden sollte. Angekommen auf Malta besichtigte die neue Crew zuerst das Schiff. Schnell stellten wir fest: Klein, für elf Crewmitglieder, Verpflegung und Ausrüstung.

Der „Seefuchs“ kam gerade aus der Winterwerft. Über den Winter wird das Schiff der Organisation „Sea-Eye“ nicht betrieben. Unsere Mission war die erste in diesem Jahr. Während wir das Schiff besichtigten waren bereits eine Vielzahl an freiwilligen Handwerker\*innen auf dem Schiff am arbeiten. So ein alter Kutter bietet viel Raum für Wartungen und endlose Reparaturen. Die raue See und das Salzwasser geben dem Schiff den letzten Rest.

Uns war bewusst, dass sich die erste Mission um einige Tage verzögern wird. Der Gedanke, dass wir verspätet im Einsatzgebiet eintreffen werden, mit dem Wissen, dass sich zu der Zeit kein weiteres Rettungsschiff im Einsatzgebiet befand, war zuerst nicht leicht. Dennoch motivierte uns das Ziel, so schnell wie möglich auslaufen zu können, tatkräftig bei den anstehenden Arbeiten mitzuwirken. Gleichzeitig lernten wir uns und das Schiff besser kennen.

Nach einer ersten Probefahrt in den Gewässern rund um Malta stellte sich heraus, wer seetauglich war und wer nicht. Auch ich kam in den ersten Minuten der Probefahrt bei mittlerem Wellengang an meine Grenzen. Nach einigen Minuten auf der Bank in der Messe und extremer Selbstbeherrschung

gewöhnte sich mein Körper an das Gefühl, keinen festen Boden unter den Füßen zu haben.

Wieder im Hafen von Valetta angekommen stelle sich mir nur eine Frage: „Wie soll ich das für mehrere Tage aushalten? Bei Tag und bei Nacht.“

### Alle an Bord!

Am nächsten Morgen startete auch schon unsere Mission. Viel Zeit, über meine Frage am Vorabend nachzudenken, blieb mir nicht. Unser Arzt aus München, der nun seine dritte Mission fuhr, hatte die Lösung bereits gefunden: Eine Vomex-Therapie. Morgens und abends eine Tablette.

Die Fahrt in das Einsatzgebiet dauerte ca. 30 Stunden, bei einer maximalen Reisegeschwindigkeit von acht Knoten. Diese Zeit nutzten wir intensiv zum Trainieren für den Ernstfall. Mehrere Male kranten wir das RHIB (Festrumpfschlauchboot) ins Wasser, beluden es mit den Bigpacks, in denen sich die Rettungswesten befanden, wiederholten die Funkübungen und probten die Kommunikationsaufnahme und das Anfahren von Fluchtbooten. Meine Aufgabe war die des Rescuers und des Kommunikators, also die Kontaktaufnahme zu den Geflüchteten an Bord sowie die Übergabe von Rettungsmitteln und der Ersten Hilfe.



Anschließend musste das RHIB wieder sicher eingekrant und die Einsatzbereitschaft wiederhergestellt werden. Auch die Seemannsknoten mussten wir im Schlaf beherrschen. „Die Schlange kommt aus dem Loch, kriecht um den Baum...“

Dies wiederholten wir so lange, bis jeder Handgriff saß, bei Tag und bei Nacht.

### Festhalten!

Der „Seefuchs“, früher „Heringshai“, ist ein 26 Meter langer Fischkutter aus der DDR, der nun Geflüchtete vor dem Ertrinken im Mittelmeer rettet. Gebaut für die „Hochsee“ in der Ostsee, stationiert in Sassnitz auf Rügen.

Nun bewegten wir uns mit dem „Seefuchs“ im Mittelmeer vor der Küste Libyens. Zeitweise sprachen wir vom „perfekten Fluchtwetter“, bei dem die See sehr ruhig war und kaum Wellen zu spüren waren. Doch auch das andere Extrem begleitete uns auf unserer Reise. Meterhohe Wellen schlugen gegen das Schiff und überfluteten das Deck.

Auf der Brücke, wo nichts mehr lag wo es einmal war, ähnlich wie in der Küche, befand sich ein Neigungsmesser

an der Wand. Während der Kapitän „Festhalten!“ rief, zeigte der Neigungsmesser beinahe schon 40 Grad Neigung an – ein Hoch auf die Vomex-Therapie. Schlafen bei so einem Wellengang war fast unmöglich. In der Koje rollten wir von links nach rechts.

### Die libysche Küstenwache

Die Search-and-Rescue Zone der privaten Rettungsorganisationen liegt ca. 28 Seemeilen von der libyschen Küste entfernt. 24 Seemeilen vor der Küste befindet sich die sogenannte Anschlusszone und 12 Seemeilen vor der Küste beginnen die Hoheitsgewässer. In diese Bereiche fährt der „Seefuchs“ nur im äußersten Notfall und nur unter der Anweisung der Rettungsleitstelle in Rom ein. Es wäre zu gefährlich auf die von der EU finanzierte und ausgerüstete libysche Küstenwache zu treffen.

Die libysche Küstenwache versucht auf Anordnung der EU die Geflüchteten abzufangen, ehe diese internationale Gewässer erreichen. Mittlerweile hält sich die libysche Küstenwache jedoch auch außerhalb der Anschlusszone auf und bewegt sich in internationalen Gewässern. Die libysche Küstenwache verstößt bei ihren Rückführungsaktionen nach Libyen gegen das Völkerrecht und weitere internationale Gesetze. Auch geht die libysche Küstenwache aggressiv gegen Rettungsschiffe und Flüchtlingsboote vor. In mehreren Fällen eröffnete die Küstenwache das Feuer auf Flüchtlingsboote und Rettungsschiffe und verhinderte mehrere Rettungsaktionen, bei denen eine Vielzahl an Geflüchteten ums Leben kamen.

Als wir auf dem Radar ein mögliches Flüchtlingsboot entdeckten, fuhren wir mit voller Geschwindigkeit auf das mögliche Ziel zu. Nach einer Weile tauchte auf dem Radargerät ein weiteres Schiff auf, das immer schneller auf uns zu kam. Noch recht weit entfernt, jedoch mit den Ferngläsern zu sichtbar, erkannten wir ein graues Schiff, auf dem mehrere bewaffnete Männer standen. Uns war klar, wer dort gerade auf uns zu gefahren kam.

So schnell wie möglich begaben wir uns alle an Deck und machten unsere Kameras bereit, damit wir alles, was auch immer jetzt passieren würde, dokumentieren könnten. In Sichtweite erkannten wir nun auch die Aufschrift und die Flagge des Schiffes, auf dem ein Mann am Maschinengewehr stand. Das Schiff der libyschen Küstenwache kam von hinten an uns herangefahren und überholte uns nur wenige Meter von unserem Schiff entfernt, die Blicke der Männer an Bord waren stetig auf uns gerichtet. Plötzlich schwenkte das Schiff der Küstenwache aus, machte einen Schlenker, kreuzte unsere Fahrtrichtung und fuhr nur wenige Zentimeter an dem Bug unseres Schiffes vorbei.

Die libysche Küstenwache bewegte sich auf unser mögliches Ziel zu und verschwand nach einer Weile am Horizont. Wir waren immer noch sehr weit von dem Ziel entfernt, als der Kapitän entschied, dass wir abdrehen müssten, da die Situation zu gefährlich sei und eskalieren könnte.

### Kriminalisierung der Menschlichkeit

Aufgrund des schlechten Wetters mussten wir uns kurz darauf wieder auf den Weg Richtung Malta begeben. Ein weiteres Rettungsschiff einer anderen Organisation beendete zeitgleich mit uns seine Mission. Dieses Rettungsschiff hatte nach einer Rettungsaktion Geflüchtete an Bord, die es mit in Richtung Malta nahm. Kurz vor Malta wurde dem Schiff die Einfahrt in den Hafen verweigert. Daraufhin drehte das Schiff in Richtung Sizilien ab. Dort im Hafen angekommen wurde das Schiff umgehend beschlagnahmt und festgesetzt. Es war somit das zweite private Rettungsschiff, welches durch einen sizilianischen Anwalt beschlagnahmt wurde. Begründung: Kriminelle Aktivitäten und Beihilfe zur illegalen Migration.

2016 operierten noch 12 private Rettungsschiffe vor der Küste Libyens. 2018 sind es nur noch fünf. In Deutschland und Europa findet regelrecht eine Kriminalisierungs- und Difamierungskampagne der privaten Seenotretter statt.

### Wir waren vor Ort!

Als wir in Malta ankamen, berichteten wir von unserem Einsatz vor Ort. Wir bereiteten das Schiff für die nächste Mission vor, füllten verbrauchtes Material auf und nutzten noch die Chance, ein wenig von der wunderschönen Insel Malta zu erkunden.

Der nächsten Crew übergaben wir das Schiff und wünschten ihnen alles Gute und viel Erfolg für ihren Einsatz. Auch wenn wir dieses Mal keinen Rettungseinsatz hatten, so wären wir im Ernstfall vor Ort gewesen.

Eins ist sicher, trotz der körperlichen und seelischen Belastung, der ständigen Einsatzbereitschaft und Anspannung, für den nächsten Einsatz laufen bereits die Bewerbungen.

Seit 2014 starben ca. 16.000 Menschen im Mittelmeer. Ein staatliches Programm zur Seenotrettung ist nicht geplant, die libysche Küstenwache wird jedoch weiter finanziert und die Zahl der privaten Rettungsschiffe wird systematisch reduziert. Auch im Jahr 2018 ist kein Land in Sicht!

## AMOS-ABO

### Ich bestelle ein AMOS-ABO

gegen eine Kostenbeteiligung von 20,- € pro Jahr.

#### Rechnungsanschrift (AbonnentIn)

Name \_\_\_\_\_  
 Straße \_\_\_\_\_  
 PLZ/Ort \_\_\_\_\_  
 Datum \_\_\_\_\_ Unterschrift \_\_\_\_\_

#### Lieferanschrift (falls von Rechnungsanschrift abweichend)

Name \_\_\_\_\_  
 Straße \_\_\_\_\_  
 PLZ/Ort \_\_\_\_\_

#### Zahlungsweise

- Verrechnungsscheck über 20,- € liegt bei  
 Überweisung über 20,- € ist erfolgt  
 am \_\_\_\_\_ an AMOS, Marl,  
 IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20  
 BIC: WELADED1BOC

Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb einer Woche widerrufen kann. Laut Gesetz bestätige ich dieses Wissen mit meiner Unterschrift: \_\_\_\_\_

ausschneiden und einsenden an Hartmut Dreier, Adresse s. Impressum

*Niklas Rokahr, Jg. 1994, studiert Soziale Arbeit an der EVH in Bochum und lebt in Hamm. Motivation erhält er aus den Gedanken der Solidarität und Albert Schweitzers „Die Ehrfurcht vor dem Leben“.*

Raphaela Gilles

## 1968 – Und was geblieben ist

Jeder Mensch hat seine Geschichte und jeder Mensch nimmt seine Realität auf eine besondere Art und Weise wahr. Tagtäglich setzen wir uns mit Medien auseinander, die uns mit Informationen überschütten und unsere Reaktion darauf fällt ganz unterschiedlich aus, manchmal werden wir sogar emotional. Da ist ein Schlagwort, das uns erschrecken lässt, uns traurig macht oder auch unsere Herzen erwärmen kann. Das Schlagwort, um das es in diesem Artikel geht, ist weniger ein Wort als eine Zahl, mit der ich erst seit Kurzem selbst etwas anfangen kann: 1968.

Wenn ich sie höre, dann denke ich an eine Gruppe von Menschen, die ich durch die Arbeit für den AMOS kennengelernt habe; Menschen, für die 1968 nicht nur eine Jahreszahl verkörpert, sondern eine Lebenseinstellung. Ich selbst habe mich nie mit den damaligen Ereignissen beschäftigt, habe die Bedeutung dieses Jahres nicht verstanden: Im Geschichtsunterricht wurde der Teil zwischen dem Bau der Mauer und deren Fall einfach gestrichen. Doch ich merke bei jeder weiteren Spinnrunde, jedem weiteren Treffen mit den AMOS-Menschen, wie sehr ihnen 1968 unter die Haut geht. Und ich werde das Gefühl nicht los, dass die Welt diese Zeit des Aufbruchs überhaupt nicht mehr wahrnimmt. Ist 1968 noch aktuell oder bleibt die Zeit nur noch als eine rudimentäre Erinnerung in den Köpfen der damaligen Generation?

Mit der Intention, Antworten auf genau diese Frage zu finden, habe ich mich in die Universität begeben und Studierende um ihre Einschätzung gebeten. Das Ergebnis überraschte nicht, trotzdem hat mich genau diese Tatsache traurig gestimmt. Wenn ich mich nicht gerade mit Studierenden der Geschichte oder Politik unterhielt, gerieten die Leute schon bei der Frage „Was verbindest du mit 1968?“ ins Stocken. Es scheint, als beschäftigen sich die Menschen nicht mit dieser Art von Vergangenheit. Die Zeit des Nationalsozialismus ist aus den Geschichtsbüchern nicht wegzudenken und hat noch immer einen Einfluss auf unser heutiges Leben. Die Etablierung der DDR und die dazugehörigen Ereignisse sind elementar und Teil der Allgemeinbildung. Vielleicht erinnert man sich noch vage an die Formierung und die Ziele der RAF. Aber mehr ist einfach nicht drin. 1968 scheint ausgestorben.

Ich fragte die Studierenden, ob sie nicht neugierig seien, was in der damaligen Zeit passiert ist. Eine Antwort: „Weiß nicht, bin nicht so daran interessiert.“ Und ich kann dieses Statement absolut nachvollziehen. Bevor ich die Arbeit mit dem AMOS begann, habe ich selbst nicht genau gewusst, was es mit der 68er-Bewegung auf sich hat. Ich habe mit den anderen Schreiberlingen zusammengesessen und konnte mich in Diskussionen und Debatten nicht einbringen. Der Grund: Ich habe schlicht und einfach nicht verstanden, was das Kernthema war. Ich habe begonnen, mich mithilfe diverser Plattformen über die Zeit zu informieren, habe Artikel durchforstet, sogar eine Lesung besucht, in der es um die Ereignisse der damaligen Zeit ging. Es sammeln sich immer mehr Informationen in meinem Gedächtnis an, aber es wird mir nie möglich

sein, das Thema auch emotional begreifen zu können. Dafür bin ich einfach zu jung.

Aber die Zeit der Protestbewegung ist nicht komplett aus den Köpfen verschwunden. Als evidenter Beweis dient mir die Aussage eines Studierenden zur momentanen Lage in den Universitäten: „Wisst ihr, wenn die Menschen damals unzufrieden waren, sind sie auf die Straße gegangen. Sie haben öffentlich protestiert und sich getraut, ihre Meinung kund zu tun.“ Und wie schön ist es, wenn diese Zeit, die so viele Menschen tief im Inneren ihres Herzens tragen, als Vorbild fungieren kann, um selbst aktiv zu werden und seine Welt zu verändern. Studierende aus der Wirtschaft, der Politik oder der Geschichte befassen sich innerhalb ihres Studiums immer wieder mit der damaligen Zeit. Schon allein deswegen wird das, was damals gewesen ist, nicht vergessen werden. 68 lebt noch, auch wenn ich nicht sagen kann, welchen Einfluss die Ereignisse tatsächlich auf die Studierenden haben. Vielleicht liegt es an mir, das herauszufinden. Und selbst wenn die heutige Generation eher verschlossen oder desinteressiert wirkt: Behaltet euch das Gefühl, das ihr mit dem Jahr verbindet, bei. Denn durch euch brennt das Feuer, das 1968 entfacht wurde, auch in der heutigen Zeit weiter.

*Raphaela Gilles, Jg. 1997, Studentin der Erziehungswissenschaft und Linguistik an der Ruhr-Uni, wohnhaft in Bochum*

.....

Benjamin Benz

### Der Bundesinnenminister

Der Islam gehört nicht zu Deutschland,  
der Verstand nicht in den Kopf.  
Das Hemd gehört in die Hose.  
Zum deutschen Mädels gehört der Zopf.

Der Lungenkrebs gehört dazu,  
die Pizza aber nicht.  
Der Friede hat's Land nicht geprägt,  
aber's Bier nach jeder Schicht.

Der Porno ist schon lange da,  
der Muselman noch kaum.  
Artikel 3 f. – Ja braucht's die denn?  
Woanders ist doch Raum.

*Benjamin Benz, Jg. 1973, freut sich als Bürger und als Politikwissenschaftler an einer kirchlichen Hochschule ganz besonders, wenn ein deutscher Minister (bei dem der innere Frieden ressortiert) feststellt, dass eine bestimmte Religion nicht zu diesem Land gehört. Mit Zweifeln an dessen Begründung in der Welt am Sonntag vom 18. März 2018 (S. 8: kulturelle und historische Prägung des Landes) wurde hier versucht, hilfreich fertig zu werden.*

Rebekka Scheler

## Wozu 68?

Mal wieder einer dieser typischen Momente: Alle sitzen um den Tisch herum, reden, erzählen, diskutieren über 68 als ein großes, feststehendes Etwas, das ich nie so richtig begriffen habe. Das geht nun schon so lange so, dass es mittlerweile (fast) zu peinlich ist, nachzufragen, worum es eigentlich geht. Über die Jahre habe ich viele Begriffe aufgeschnappt, ohne sie je wirklich in Zusammenhang zu bringen: RAF, rote Punkte, Angriffe auf Warenhäuser, Steinewerfer, Studentenproteste, „Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren“. Letzteres hat mein Vater häufiger gesagt, obwohl er sich nie als „68er“ verstanden hätte, auch wenn er geistig vielleicht einer war. Aber eben nie in organisierter Form und von solchen „radikalen Ideen“ konnte man ihn immer schwer überzeugen. Er hat eben seine kleine Revolution gemacht, seinen ganz persönlichen unterschweligen Obrigkeitsprotest.

Doch worum geht es nun eigentlich bei 68? Häufig habe ich das Gefühl, dass es schlicht darum geht, dagegen zu sein um eben dagegen zu sein. Widerstand um des Widerstands willen. Doch kann allein davon eine weitläufige Bewegung angetrieben sein, von einem pubertär anmutenden „Ich bin dagegen – egal worum es geht“, so wie Die Ärzte es besingen, wie ich es in meiner Teenager-Zeit besungen habe? Das kann es doch nicht sein.

Ich sitze dabei, lausche, höre Geschichten von Menschen, die in ihrem Leben immer wieder „dagegen“ waren – gegen Obrigkeit, gegen alteingesessene, scheinbar unhinterfragbare Ordnungen. Geschichten, in denen bei weitem nicht alles rosig endet und die Welt danach eine eindeutig bessere ist. Viele Geschichten erzählen die Geschichte von Scheitern, von Kompromiss, vom Zähne ausbeißen – und sind dennoch keine Geschichten des Aufgebens, des frustrierten Schulterzuckens oder des Abfindens mit Gegebenheiten. Es sind keine Geschichten des nur destruktiven Dagegenseins sondern des Alternativenentwickelns. Und zwar keine Alternativen, die auf Angst und Panikmache fußen, sondern Alternativen, die nach Bedürfnissen und Wünschen von Menschen fragen, die wach hinschauen, wie man sinnvoll etwas verändern kann, wo Menschen zusammen leben – und das auch gern radikal. Dabei aber nicht bierernst, sondern mit einem kleinen Schmunzeln über sich selbst. Generell scheint das sich-selbst-zu-wichtig-nehmen etwas zu sein, was diesen Menschen abgeht (abgesehen von ihrem Mitteilungsdrang).

Das, was mich immer wieder stört ist, wenn ich gefragt werde: „Aber wogegen ist denn deine Generation?“ – Erstens kann diese Frage durchaus paternalistische Effekte haben. Zweitens: Wieso muss meine Generation denn gegen irgendwas sein? Ist „Dagegen sein“ doch ein Gut an sich? Wird daran gemessen, ob meine Generation „gut genug“ (für was eigentlich?) ist?

Und die Idee, „meine“ Generation sei gegen nichts, oder gegen zu wenig, nicht radikal genug, das finde ich ungerecht. Weil damit dieser Generation ein Maßstab aufgedrückt wird,

der das Gesamtbild nicht erfasst. Ich glaube, meine Generation ist sich an vielen Stellen überhaupt nicht bewusst, was wir alles von früheren Revolutionen haben – woher auch? Wir kennen nur die Zustände nach der Revolution, nicht, wie es vorher war. Andererseits sind wir uns unserer Verantwortung überbewusst: Es gibt unzählige Veganer, Nachhaltigkeitsbewusste, Geschlechtergerechte, Umweltaktive und SJWs (Social Justice Warriors). Es ist nicht so, dass diese Generation gegen nichts ist, sie ist gegen und damit auch für zu vieles. Sie weiß oft nicht, wo sie überhaupt anfangen soll. Sie zersplittert sich in so viele kleine Gruppen, dass nicht ein großer Protest zustande kommt, sondern viele kleine. Und diese vielen Kleinen sind sich bewusst, dass sie an der Basis anfangen müssen, um etwas zu verändern. Da gibt es eben keinen lauten Aufschrei – aber die Nachfrage nach nachhaltig gefertigten Produkten, Kosmetika ohne Tierversuche und Bio-Lebensmitteln ist enorm gestiegen. Es gibt faktisch niemanden in unserem Alter, der sich nicht mit Massentierhaltung und Pestiziden auseinandersetzt. Da wird man fast zum Außenseiter, wenn man noch Fleisch isst. Dagegen gibt es natürlich auch die anderen; viele, die sich für nichts interessieren, die einfach ihr Studium durchziehen und endlich Geld verdienen wollen oder die so konservativ sind, dass selbst meine Großeltern davon schockiert gewesen wären. Diese wollen immer noch anderen vorschreiben, wie sie zu leben haben, sind zum Beispiel gegen die Ehe für Alle oder schimpfen auf Flüchtlinge, auch wenn sie nie einen getroffen haben. Oder sie sagen einer Frau, dass sie sich nicht über unsittliche Angebote wundern solle, „so wie sie rumlaufe“. Und das stinkt mir. Das stinkt mir so gewaltig, dass ich dagegen vorgehe, dass ich in jedem Gremium, in dem ich in der Uni sitze, auf geschlechtergerechte Sprache und patriarchale Strukturen hinweise und allen mit meiner Penetranz auf den Keks gehe. Ich werde, wie so viele vor mir, als eine „auf Krawall gebürstete Emanze“ bezeichnet und man versucht mich damit stumm zu machen. Doch das klappt nicht. Mein Frust, meine Entrüstung werden dadurch nur noch größer. So groß, dass ich am liebsten Spruchplakate schreiben und Steine schmeißen würde. Vielleicht ist 68 doch nicht so weit weg oder so tot, wie manche uns das glauben machen wollen.

*Rebekka Scheler, Jg. 1989, ist Theologiestudentin der Ruhr-Uni Bochum, die jede Möglichkeit nutzt, während des Studiums um des Reisens willen zu reisen, bevorzugte Region: Nahost*

### Lesetipp

Michael Ramminger/Franz Segbers (Hrsg.)

„Alle Verhältnisse umzuwerfen ... und die Mächtigen vom Thron zu stürzen.“ Das gemeinsame Erbe von Christen und Marx

Eine Veröffentlichung der Rosa-Luxemburg-Stiftung

vsa-Verlag in Koop mit Edition ITP Kompass, ISBN 978-3-89965-790-6

Anlässlich des 200. Geburtstages erinnert dieses Buch daran, dass Karl Marx' Einsichten wichtige Voraussetzung von praktischer Kritik waren und sind – gerade auch für ChristInnen: Gerechtigkeitstraditionen in der Bibel und bei Marx, Analogien zwischen dem Fetischbegriff und der biblischen Götzenkritik, die Praxis der religiösen Sozialisten ...

Robina Cronauer

## Genießen muss auch mal sein

jetzt ist aber eure Zeit gekommen. Wann fangt ihr „...endlich an gegen uns zu protestieren?“, fragt Rolf und schaut uns mit hoffnungsvollem Blick an. Nachdem bei der ersten Spinnrunde jeder mal was zum Thema 1968 gesagt hat, ist der Kelch nun scheinbar bei mir angelangt. Ich beiße in meine Käseschnitte und spüle das Gekaute demonstrativ langsam mit alkoholfreiem Bier herunter, um Zeit zu schinden. Mit Glück wird dadurch die „1990-Ecke“ des langen Tisches in ihrer Meinung übergegangen. „Ja genau, erzählt doch mal!“, ruft Hartmut auffordernd, um der Jugend einen Kommentar darüber zu entlocken, was 1968 für sie heute noch bedeutet. Verdammter **AMOS**, denke ich, diskriminiert wird hier wirklich keiner. Ich wage also einen inkompetenten Versuch zum Gegenangriff: „Was glaubt ihr denn, hat eure Generation an euch, dass ihr unseren Protest verdient habt?“ Mein Gehirn sucht sofort in verstaubten Erinnerungsfragmenten aus dem Geschichtsunterricht nach geeigneten Antworten auf die eigene Frage, während ich in die Runde blicke, auf der verzweifelten Suche nach einem Endgegner. Ist einer von den **AMOS**-Opis und -Omis vielleicht ein Ur-Uralt-Nazi, der seine Schüler gerne mal mit schwarzer Pädagogik bedroht? Hat sich mal jemand während einer Spinnrunde über Christians Langhaarfrisur beschwert, oder über Raphaelas uneheliche Partnerschaft? Zählt in dieser Runde meine Stimme in der Regel weniger, weil ich eine dunklere Hautfarbe habe? Gehört mein Bauch nicht mir? „Also ich wüsste nicht, was es da zu protestieren gibt!“ sage ich, denn keines der Gesichter triggert meinen inneren Rebell. „Naja, es gibt doch eine Menge Ungerechtigkeit auf der Welt, die man anprangern muss!“, schallt es aus einer Ecke. Ich nicke zustimmend. Man muss nicht lange auf der Welt sein, um zu lernen, dass sie aus lauter Ungerechtigkeit besteht. Und dennoch, selbst wenn ich gewusst hätte, welches Weltproblem ich aggressiver angehen wollte: „...ich wüsste nicht wie.“, gebe ich ehrlich zu und ernte unterschiedliche Reaktionen, die irgendwo zwischen elterlichem Mitgefühl („Das kommt mit der Zeit!“) und biographischen Handlungsvorschlägen schwanken.

Wie immer verlasse ich die Spinnrunde mit einem Emotionscocktail bestehend aus Scham, Neid und Bewunderung, der in meinem Bauch blubbert, wann immer wir über die 68er sprechen. Da sitzt also ein Haufen Frauen und Männer, die irgendwie das Glück hatten, ihre eigene „Stimme des Protests“ gemeinschaftlich entwickelt und ausgelebt zu haben. Die das Glück hatten, „ein Thema“ zu kennen, an dem man gemeinsam wirken, sich gemeinsam aufreiben kann, auf das man sich in großen Gruppen einigen kann. Die das Glück hatten, diese Erfahrungen – die guten und die schlechten – als einen besonderen Schatz durch das Leben zu tragen. Das ist bewunderns- und beneidenswert und, wie es scheint, auch sinnstiftend.

Oder auch nicht?

Ich glaube, es ist ein Teil der menschlichen Natur, andere Menschen in ihrer ganzen Generation zu beschreiben, sie zu beschämen oder in den Himmel zu loben. Ich behauptete, dass

man die 68er heute als sowas wie der frische Wind im alten Muff bezeichnen kann.

Als was beschreibt man heute die „1990-Ecke“? Sind wir mehr Prae-9-11, oder Post-Mauerfall? Sind wir noch Generation X, Y, oder schon Z? Das sagt Ihnen nichts? Mir auch nicht, zumindest nicht viel. Steht aber ständig in schlauen Zeitungsartikeln und hat auch sicherlich irgendeine tiefe konstruierte Bedeutung. Die Problematik der Beschreibung macht eigentlich schnell klar, dass wir nicht diejenigen sind, die mit unseren Studentenrevolten mal ein eigenes kleines Kapitel im Geschichtsbuch erhalten werden. Und mit Glück bleibt das auch so. Ich bin froh, nicht an einem Ort oder in einer Zeit geboren worden zu sein, deren alter Mief mich in meinem Alltag derart berührt und zur Weißglut treibt. In der Sagenwelt sollte man auch die Helden nicht für ihren Ruhm beneiden, denen passieren schließlich immer die grauenvollsten Dinge und ihr Ruhm wird aus Tragik geboren.

„Was hat uns das Ganze gebracht?  
Inwiefern konnten wir die Umstände beeinflussen?  
Hat das Jahr 1968 noch eine Bedeutung für unsere Jugend?“

Das sind Fragen, die in Spinnrunden oft aufgeworfen werden und den Eindruck erwecken, dass seit dem nichts mehr passiert ist. In manchen Punkten mag das auch stimmen. Es gibt noch immer Kriege, die Ticket-Preise steigen jährlich, Konsumpaläste werden gebaut statt abgebrannt, der Gender Pay Gap ist noch ein Ding. Die teuflischen „-ismusse“ sind noch nicht überwunden worden, weder Kapitalismus, noch Sexismus oder Rassismus. Ein Leben der jungen Menschen heute ist trotz mancher geteilter Umstände sicherlich nicht gut vergleichbar mit dem Leben junger Menschen vor 50 Jahren. Ich denke, das liegt zum Teil daran, dass wir schon von den Früchten profitieren dürfen, die damals wahrscheinlich auch von den 68ern mit gesät wurden. Das ist eine schöne und befriedigende Erkenntnis und keine, die dazu führt, sich aktiv Probleme zu suchen, um einem widerständigen, politisch aktivem Jugendbild zu entsprechen. Das soll nicht bedeuten, dass es keine Ungerechtigkeiten mehr gibt, gegen die man angehen müsste. Die Zeitungen beweisen uns täglich das Gegenteil. Die Ziele mögen heute zum Teil anders aussehen, aber es lohnt sicherlich den Einsatz. Wie auch immer der aussehen mag.

Aber die Freude über das bereits erreichte Erreichte sollte deshalb nicht vergessen werden. Genießen muss auch mal sein.

Max Wenzel

## Im Auge des Orkans



© Barbara Klemm, <http://www.faz.net/aktuell/rhein-main/blockupy/frankfurt-am-main-stadt-der-demonstrationen-und-proteste-13487100.html>

Wir schreiben das Jahr 1968, ganz Deutschland ist von unzufriedenen Studenten bevölkert. Ganz Deutschland?

Nein, inmitten von Sit-Ins und Hausbesetzungen finden sich immer noch jene, die trotz des Zeitgeistes weiterhin ihr ruhiges und bescheidenes Bilderbuchvorstadtleben weiterleben, für die es essenziell ist, dass ihr Rollrasen der eigenen Schrebergarten-Hütte nie höher als 5 cm wachsen darf, selbstverständlich, dass die Bild-Zeitung die Weisheit mit Löffeln gefressen hat und für die der einzige Rudi weit und breit bei Dortmund spielt. Aber wie groß müssen diese Scheuklappen sein, die sich diese Rasen-Revolutzer aufgesetzt haben, dass derart tief einschneidende Umgrabungen einfach so spurlos an ihnen vorbeigehen konnten? Sicherlich lassen sich bei jedwedem Bevölkerungstypen zwei Meinungsbilder abzeichnen: Die einen, die sich bewusst gegen den aufkommenden Trend zur allgemeinen Infragestellung des gegebenen Etablierten zur Wehr setzen und nun erst recht ihre so lang gepflegten konservativen Werte und Pflichten nach Außen zur Schau stellen wollen. Und die anderen, die in ihrer Alltagsroutine und ihrer provinziellen Bequemlichkeit gegen die Ansteckung durch den reformerischen Grundgedanken immun zu sein scheinen und die Revolution einfach simpel „verschlafen“. Schade ist es in beiden Fällen auf jeden Fall, findet der Autor, war es doch in jedem Fall höchste Zeit, die etablierten Verhältnisse der Elterngenerationen in Frage zu stellen und zwecks Fortschritts sie durch neue zu ersetzen. Dass dies leider größtenteils „nur“ in den Bildungsstätten der Nation stattfand, trug natürlich auch unfreiwillig zur Bildung dieser anderen „Mehrheit, den Anti-68ern-Normalos“ bei. Vor Studium – Kindergarten, Schule – und Nach Studium – fester Arbeitsplatz, Rente – wurde eben

nicht viel in Frage gestellt bzw. gab es eben nicht viel Anregung zum Infragestellen. Daneben muss man auch noch bedenken, dass es 1968 auch Jugendliche gab, die nach dem Abitur in eine Ausbildung oder zum Wehrdienst gingen, die also nie in den Geschmack kamen, zu studieren. Und die lehrenden Instanzen vor dem Lebensabschnitt Studium, die alt eingesessenen Ausbilder und die abstumpfenden Strukturen beim Bund sowieso hatten eben alle noch den Mief der Vorgängergeneration intus, sodass an eine Wissensweitergabe zur Infragestellung der eigenen Lage von Lehrer an Schüler gar nicht mehr zu denken war. So machte sich eine selbstverständliche Annahme

Zwei Bilder von Menschen die für ihr Ding eintreten: das untere ein Umzug 1968 zum 40-jährigen Jubiläum der Kleingartensparte Groß Schierstedt, das obere eine Demonstration am Gründonnerstag vor den Gebäuden der Sozietätsdruckerei in Frankfurt/Main. Entscheiden Sie selber, bei welcher Sie lieber dabei gewesen wären!



<http://www.gross-schierstedt.de/tag/kleingarten/> (Quelle: unbekannt)

der eigenen Verhältnisse unter diesen Bevölkerungsschichten breit, die sie sich entweder mit Ihnen anfreunden ließen („Ich find's gut so wie's ist.“), oder sie als gottgegeben ansahen („Ich find's nicht gut wie's ist, aber ich kann es auch nicht ändern.“) Gerade solche Querverweigerer, die es verweigern, das System zu verweigern, muss man aber bei solchen Umbruchszeiten auch in den Fokus nehmen. Auch eine Lehre aus den 68ern: Keine Revolution ohne alle an Bord !

*Maximilian Wenzel studiert im 3. Semester Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule in Bochum. Als Jg. 1994 liegen die 68er weit hinter ihm, doch faszinieren ihn die Ideale und Meinungen der Bewegung und er plädiert für eine Auseinandersetzung seiner Generation mit dem Thema.*

Heiko Koch

## Erinnerung an die Dortmunder Edelweißpiraten

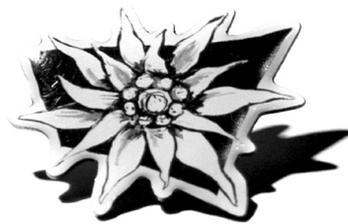
Letzte Woche saß ich mit einem Jugendlichen vor einer Jugendfreizeitstätte. Dort hatte er eine Ausstellung der Friedrich-Ebert-Stiftung über Rechtsextremismus besucht. Wir unterhielten uns. Er mochte Nazis nicht. Ich ebenso. Wir kamen von „Hölzken aufs Stöckchen“ – wie man so sagt – und ich meinte „Das ist ja wie bei den Edelweißpiraten.“ „Die was?“ fragte er mich. „Na, die Edelweißpiraten. Die proletarischen Jugendlichen, die damals im NS-Regime keinen Bock auf die HJ hatten.“ „Nie was von gehört“, konterte er. Wenig überrascht guckte ich ihn an. Wieder ein Dortmunder Jugendlicher, der die Edelweißpiraten nicht kannte. Und das, obwohl diese jugendlichen Widerständler in Dortmund so zahlreich gewesen waren. Zum Glück konnte ich meiner Zufallsbekanntschaft aushelfen. Ich erzählte ihm Einiges und drückte dem Hard Rock Fan zum Abschied den Comic „Das Karbid Kommando“ von Günther Rückert in die Hand.

Vor rund 30 Jahren ging es mir ähnlich wie dem Dortmunder Jugendlichen. Auf einer antifaschistischen Versammlung in Dortmund sprach ein ca. 60-jähriger Mann zu uns. Er war doppelt so alt wie alle anderen Anwesenden. Ein Mann mit rauer Stimme und verwittertem Gesicht. Sein Alter, sein Auftreten und sein Tonfall beeindruckten und verblüfften mich gleichermaßen. Erstaunt erkundigte ich mich über ihn. Mir wurde gesagt, dass sei Kurt Piehl – ein Edelweißpirat. „Ein was?“ fragte ich. Und da ging es los. Edelweißpiraten – Jugendliche aus meiner Heimatregion, die Widerstand gegen das Nazi-Regime geleistet hatten, die sich mit der HJ geprügel, Parolen gemalt und Zwangsarbeiter versteckt hatten. Ich war „Feuer und Flamme“. Über die musste ich mehr wissen. Das waren keine Geschichten, wie ich sie allenthalben in meinem Schulunterricht hörte, über hohe Persönlichkeiten und heldenhafte Militärs, die sich gegen das NS-Regime gewandt hatten. Das war anders. Das waren Geschichten von ganz normalen Vorstadtkids – so wie ich eines war. Was hatten die gemacht? Wie hatten die sich gewehrt? Und das unter diesen Gefahren. Das interessierte mich brennend. Das musste ich einfach wissen. Und so zog ich los, um mich zu informieren.

Dies war in den 80er Jahren, als in der Öffentlichkeit um die Erinnerung, das Ansehen und die Wertschätzung des antifaschistischen Widerstands der Edelweißpiraten gestritten wurde.

Angefangen hatte alles mit der Unzufriedenheit von jungen Soziologen und Historikern, politisiert in den aufmüpfigen Jahren der 68er, wollten sie nicht nur die Geschichte der Herrschenden schreiben, sondern die Geschichte der „kleinen Leute“ – von denen „da unten“ – erforschen, zugänglich machen und wertschätzen. Sie nutzten die neu aufgekommene Methode der „Oral History“, befragten die ArbeiterInnen, die MigrantInnen und die AkteurInnen politischer, sozialer und kultureller Bewegungen nach ihren Lebenserfahrungen und schrieben deren Erzählungen auf. So erforschten sie auch den alltäglichen Widerstand der einfachen Bevölkerung gegen den Nationalsozialismus. So wie z.B. der 1990 verstorbene

Historiker Detlev Peukert, der 1980 das erste Buch über die Edelweißpiraten „Die Edelweißpiraten: Protestbewegungen jugendlicher Arbeiter im ‚Dritten Reich‘“ herausgab. Andere Wissenschaftler, wie z.B. der Dortmunder Professor Hans Müller, erforschten zusammen mit den Mitgliedern der örtlichen „Geschichtswerkstatt“, einer Vereinigung historisch interessierter Linker, die Geschichte der heimischen Edelweißpiraten, organisierten Veranstaltungen mit ZeitzeugInnen, erstellten Unterrichtsmaterialien, führten Stadtrundgänge und Kneipenlesungen zum Thema durch. Als besonderes Highlight gelang es ihnen, die auto-biographischen Romane des Edelweißpiraten Kurt Piehl zu veröffentlichen und den Zeichner Günther Rückert zur Erstellung eines Comic über



die Edelweißpiraten zu bewegen. Das war Mitte/Ende der 80er, als sich die Auseinandersetzung in der Presse um das „Für und Wider“ der Anerkennung der Edelweißpiraten als Widerstandskämpfer in ihrer Hochphase be-

fund. Ein historisches Gutachten der NRW-Landesregierung unter Herbert Schnoor bezeichnete die Edelweißpiraten als desolate Rowdys und sprach ihnen den politischen Widerstand ab. Ganz anders eine Kommission in Israel, die im Jahr 1984 stellvertretend mehreren Kölner Edelweißpiraten die „Medaille der Gerechten“ verlieh, die höchste Auszeichnung des Staates Israel für Nichtjuden. Genau in dieser Zeit erschien der Comic „Das Karbidkommando“ von Günther Rückert. Er wurde vor allem lokal in Dortmund vertrieben. Auch ich erhaschte ein Exemplar und liebte es heiß und innig.

Es dauerte weit über ein viertel Jahrhundert, seit dem ersten Erscheinen des Buchs von Peukert, bis sich eine allmähliche Anerkennung als WiderstandskämpferInnen durchsetzte. Selbst der bis 1999 amtierende Regierungspräsidenten Franz-Josef Antwerpes sah in den Edelweißpiraten noch Kriminelle und keine Widerstandskämpfer. Erst der Kölner Oberbürgermeister Roters beendete 2011 die Stigmatisierung der Edelweißpiraten als Kriminelle und überreichte an fünf noch lebende EdelweißpiratInnen Verdienstkreuze. Darunter Gertrud Koch, die letzte weibliche Edelweißpiratin, die 2016 im Alter von 92 Jahren in Köln verstarb.

Aber immer noch fristet das Narrativ der Edelweißpiraten ein mehr als bescheidenes Dasein. Zu sehr sperrt sich ihr Widerstand den Vereinnahmungspraktiken und Deutungshoheiten heutiger Eliten. In der ein oder anderen Gedenkstätte befindet sich ein Ausstellungsraum zu ihnen, ab und zu kommt es zu einer neuen Veröffentlichung und 2004 erschien der gleichnamige Film von Niko von Glasow über die Edelweißpiraten. Von einer allgemeinen Würdigung oder gar Alltagspräsenz des Erinnerns an die Edelweißpiraten kann aber nicht die Rede sein. Allein eine Ausnahme gibt es: Das seit 13 Jahren stattfindende „Edelweißpiraten-Festival“ in Köln.

In Dortmund wurde das Narrativ der Edelweißpiraten fast ein Viertel-Jahrhundert nicht mehr bespielt. Es verstaubte gut konserviert in einer kleinen Kammer der Steinwache – der örtlichen Gedenkstätte. Erst Anfang 2016 wurde der Comic von Günter Rückert ein weiteres Mal verlegt. Dieses Mal mit Interviews mit dem Zeichner, einem Mitglied der Geschichtswerkstatt und alten Texten Kurt Piehls. Die Geschichte der Edelweißpiraten sollte wieder dem Vergessen entrissen werden. Unabhängig davon starteten im Sommer 2016 der Sozialarbeiter Sascha Bisley und der Moderator Norbert Ripke im Rahmen des „Sommer am U“ mit einer Lesereihe aus Kurt Piehls „Latscher, Pimpfe und Gestapo“. Und im Frühjahr 2018 ließ die Dortmunder Arbeiterwohlfahrt bei der Renovierung zweier benachbarter Häuser in der Nordstadt, das eine mit Konterfeis Dortmunder Edelweißpiraten verzieren. Die Gestaltung übernahm der Dortmunder Künstler Günther Rückert. Ebenerdig können die PassantInnen sich in eine Prä-



sentation zu dem jugendlichen Widerstand in der Dortmunder Nordstadt einlesen. Zarte Pflanzen einer erneuten Annäherung an den Widerstand proletarischer Jugendlicher aus den Dortmunder Quartieren.

### Von der Notwendigkeit linker Narrative

Ein Erinnern an die vergangenen Kämpfe der unterschiedlichsten sozialen Bewegungen, an die Bedingungen, Prozesse, Entwicklungen, an die Gruppen und Einzelpersonen, an die Strukturen und Organisationen, an ihre Erfahrungen und Analysen, an die Voraussetzungen und Konsequenzen ihrer Siege und Niederlagen ist fundamental für jede emanzipatorische Bewegung. Nicht nur um sich der eigenen sozialen und politischen Wurzeln und Werte zu vergewissern, sondern um diese zu verteidigen, sie weiter zu entwickeln und zukunfts-

trächtig zum Erfolg zu führen. Konzentriert man sich nur auf das im Hier und Jetzt Machbare wird man auf lange Sicht haltlos und beliebig, verliert Kontinuität, Kohärenz und Perspektive. Im Endeffekt verliert man sich selbst und den Kampf für seine Ziele.

Man kann diesen Umgang mit Geschichte auch als Narrativ – als Erzählung – begreifen. Dieses Narrativ, besser gesagt diese Narrative, sind immer wieder in die Gesellschaft einzuspeisen. Nicht nur in den inneren Zirkel der eigenen Organisationen und Milieus, auch in die allgemeine Öffentlichkeit. Zur Selbstvergewisserung, Schulung und Perspektivdiskussion zum Einen, zur Selbstdarstellung, Propaganda und Mitgliederwerbung zum Anderen. Eine Einspeisung des eigenen Narrativs in den großen Strom so vieler gesellschaftlicher Erzählungen muss permanent erfolgen und muss immer wieder neu genährt und gespeist werden. Es bedarf Orte der Erinnerung, Tage und Zeiten des Gedenkens, Anlässe der Vergemeinschaftung und die unterschiedlichsten Formen dieses Narrativ zu füllen. Die Erzählformen sollten nicht in sozialen und kulturpolitischen Traditionen verharren und somit erstarren. Sondern sich auch zeitgenössischer soziokultureller Ausdrucksformen bedienen, Wagnisse eingehen und dabei immer generationen-, szenen- und gruppenübergreifend wirken. Um das zum Tragen zu bringen bedarf es natürlich Personen, Strukturen, Ressourcen und eine generelle Einsicht in den Bewegungen, dieses leisten zu wollen.

Schön wäre es wenn – nicht nur in Dortmund – mit einer solchen Politik wieder begonnen würde, in Bezug auf die Edelweißpiraten und auf viele andere Narrative.

*Heiko Koch ist von Beruf Sozialarbeiter und lebt im Ruhrgebiet. Des Weiteren teamt er als „Fachkraft Rechtsextremismus“ an Schulen, begleitet Jugendliche auf Exkursionen in das ehemalige KZ Buchenwald, organisiert themenbezogenen Bildungsprogramme und Seminare und veröffentlicht als Fachautor zur extremen Rechten und deren transnationalen Beziehungen*

## Impressum

**Verlag:**  
AMOS c/o Ute Hüttmann  
Hervester Str. 2, D-45768 Marl  
Fon: 02365-501671  
E-Mail: huettmann.marl@t-online.de

**Redaktion:**  
AMOS c/o Hartmut Dreier  
Schumannstr.6, D-45772 Marl  
Fon: 02365-42076  
E-Mail: dreier.marl@freenet.de

**E-Mail:**  
redaktion@amos-zeitschrift.de

**Konto: AMOS**  
IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20  
BIC: WELADED1BOC

**Internet:** <http://amos-zeitschrift.de>

ISSN 1615 - 3278

Erscheinungsweise: 1 x vierteljährlich

**Herausgabe & Redaktion:** Wolfgang Belitz, Unna | Benjamin Benz, Recklinghausen | Robert Bosshard, Oberhausen | Robina Cronauer, Bochum | Hartmut Dreier, Marl | Rolf Euler, Recklinghausen | Friedrich Grotjahn, Bochum | Rolf Heinrich, Gelsenkirchen | Ute Hüttmann, Marl | Wolf-Dieter Just, Duisburg | Jürgen Klute, Wanne-Eickel | Carl-D.A. Lewerenz, Bochum | Axel Lippek, Bochum (v.i.S.d.P.) | Heinz Listemann, Dortmund | Anna Musinszki, Dortmund | Hermann Schulz, Wuppertal | Peter Strege, Dortmund | Renate Wangelin, Bochum

Schwerpunktthema verantwortlich: Hartmut Dreier und Rebekka Scheler

**Titelbild:** Manfred Walz

**AMOS Schriftzug:** Jochen Stankowski

**Endredaktion/Layout:** Axel Lippek

**Realisation:**  
Wodarczak Druck & Medien  
45772 Marl

**Einzelpreis:** 5,00 €  
**Abo-Preis:** 20,- € jährlich  
inkl. Versandkosten

**Papier:** chlorfrei gebleichtes Papier

AMOS kooperiert mit dem elektronischen Nachrichtendienst „iley.de“ (Leipzig).

Ulrich Grober

## Buen Vivir – die Botschaft des Alberto Acosta

Wer den Auftritt erlebte, war tief beeindruckt. Vor gut einem Jahr, Ende April 2017, wehte ein Hauch von großer, weiter, Einer Welt durch die Räume der Dreifaltigkeitskirche in dem ehemaligen Marler Zechenviertel Brassert. Etwas von dem langen Atem der uralten indigenen Kulturen des Andenraumes. Und ein Hauch von Gewissheit, dass eine andere Welt möglich ist. Mit einer flammenden, zur Überraschung vieler auf Deutsch gehaltenen Rede von Alberto Acosta und den mitreißenden Latino-Rhythmen von Grupo Sal beging das örtliche Weltzentrum sein 20jähriges Jubiläum. Ende Juni gastieren Acosta und seine musikalische Begleitung erneut im Ruhrgebiet.

Wer ist Alberto Acosta? Welche Botschaft bringt er mit aus seinem Heimatland Ecuador? Seine Rolle als führender Globalisierungskritiker und radikaler Ökologe war ihm nicht in die Wiege gelegt. Geboren wurde er 1948 in Quito. Seine Familie gehörte zur Oberschicht des Landes. Mit 22 ging er zum Studium nach Deutschland. Mit 68 und den Folgen hatte er während der folgenden zehn Jahre in Köln jedoch wenig am Hut. Sein Fach Ökonomie, Schwerpunkt Energiewirtschaft, betrieb er noch ganz konventionell. Auch in der ersten Phase seiner Karriere. Die verbrachte er als Marketingmanager bei der staatlichen ecuadorianischen Erdölgesellschaft. Das Erweckungserlebnis kam spät – auf einer Wanderung im Regenwald Amazoniens zusammen mit seiner zweiten Frau Anamaría Varea, einer Biologin und engagierten Biodiversitätsschützerin. Die beiden passierten den Wasserfall von San Rafael, ein grünes Juwel dieser Landschaft. Am Ufer standen sie plötzlich vor den Rohren einer Öl-Pipeline. „Die Schlagader unserer Wirtschaft“, bemerkte Acosta. Nein, konterte seine Frau: „Hier fließt das Blut Amazoniens ab.“ Sie spielte an auf das Buch von Eduardo Galeano, das von den „offenen Adern Lateinamerikas“, der kolonialen und postkolonialen Plünderung der Ressourcen des Kontinents handelt.

Der Ökonom stieg in regionale Entwicklungsprojekte ein, arbeitete eng mit indigenen Gemeinschaften zusammen, u.a. mit dem Volk der Sarayaku. Deren Lebensraum im Yasuni-Nationalpark gehört zu den Hotspots der Biodiversität auf dem blauen Planeten. Ihr „Ahnenland“ wollten sie mit allen Mitteln vor der „Entwicklung“ und Erschließung nach westlichem Muster, sprich: Ausbeutung und Zerstörung, schützen. Davon ließ sich Acosta inspirieren. Er wandelte sich zum erbitterten Gegner des westlichen Entwicklungsmodells. Er begann, den „extractivismo“ zu kritisieren. Die neue Wort-

schöpfung aus Lateinamerika deckt sich ziemlich genau mit dem alten deutschen Bergbau-Terminus „Raubbau“. In den Dorfgemeinschaften der Region waren die uralten Mythen des Andenraumes noch nicht völlig vergessen: Die Natur verehrten sie als „Pachmama“, als Mutter Erde, die ihren Kindern alles schenkt, was sie zum Leben brauchen. Ihren Lebensentwurf bezeichneten sie als „sumak kawsay“, gut leben. Der Quechua-Sprache, deren Wurzeln bis in die Inka-Zeit zurückreichen, entlehnte Alberto Acosta seinen künftigen Leitbegriff: „Buen Vivir“, das Recht auf ein gutes Leben. Acosta, damals Bergbauminister, war Mitinitiator der weltweit beachteten, leider gescheiterten Yasuni-ITT-Kampagne: „Dejar el petróleo bajo tierra“ – lasst das Erdöl unter der Erde! 2008 führte er die Kampagne zur Verankerung von „Pachmama“ und „sumak kawsay“ in der ecuadorianischen Verfassung. Diesmal mit Erfolg!

Bei seinem Auftritt 2017 in Marl hat Acosta „Buen vivir“ auf den Punkt gebracht: „Tiefe Verbundenheit, Harmonie mit der Natur, mit der Gemeinschaft, mit sich selbst.“ Das gute Leben umfasst das Konzept der Gemeingüter und die Idee der Gabe. Es besteht aus Beziehungsketten, die auf Gegenseitigkeit beruhen: Heute arbeite ich für dich, morgen, oder irgendwann, arbeitest du für mich. „Buen vivir“ ist die organische Verbindung von radikaler Demokratie und tiefer Ökologie, von Menschenrechten mit den Rechten der Natur.

An dem Abend lieferte Grupo Sal den musikalischen Soundtrack zu den aufregend neuen politischen Tönen aus Lateinamerika. Die Musiker stammen aus Argentinien und Venezuela, Portugal und Deutschland, sind schon lange in Deutschland ansässig. „El Hacha“, „die Axt“, beispielsweise ist ein Lied im karibischen Rhythmus. „Die Axt kam freundlich zur Welt, / als eine leichte Hand sie formte.“ Doch aus dem „konvivialen Werkzeug“ (Ivan Illich) zur Entnahme von Brennholz für die Grundbedürfnisse der Dörfler wurde die von der Gier getriebene Axt zur Abholzung des Regenwaldes. „El bosque precede al hombre / Pero lo sigue el desierto“ – „Der Wald war vor dem Menschen da / Doch nach ihm kommt die Wüste.“ Grupo Sal ist weit mehr als eine Begleit-Band. Sie sind die Entwickler des Konzepts und Produzenten der Tourneen und sie sind Geschichtenerzähler des „Buen vivir“. Sie bringen – komplementär zum Redner – die Poesie ins Spiel.

Wenige Monate nach seinem Auftritt in Marl, im November 2017, wurde Alberto Acosta in Chemnitz der Carlowitz-Preis für Nachhaltigkeit verliehen. „Gemeinsam mit der Mutter Erde“, sagte Christian Felber, der österreichische Vordenker der Gemeinwohl-Ökonomie, in seiner Laudatio, „danken wir Dir für Deinen Beitrag zu einer globalen Kultur der Nachhaltigkeit“.

### Alberto Acosta und Grupo Sal:

Lese- und Konzertreise „Buen Vivir – Das Recht auf ein gutes Leben“. Termine im Ruhrgebiet: 21.Juni 2018, Neuss, Martin-Luther-Haus | 23.Juni 2018, 20 Uhr, Gelsenkirchen, Consol-Theater | 28.Juni Mülheim / Ruhr, 19 Uhr Ringlokschuppen | 30.Juni Schwerte, Haus Villigst.

### Zum Weiterlesen:

Alberto Acosta, Buen Vivir – Vom Recht auf ein gutes Leben. oekom Verlag, 2015.

Alberto Acosta und Ulrich Brand, Radikale Alternativen. oekom Verlag 2018.

### Zum Weiterhören:

Grupo Sal, „Horizontes“ und andere CDs: Siehe [www.grupo-sal.de](http://www.grupo-sal.de)

*Ulrich Grober ist Publizist und Buchautor. Seine Themenfelder sind Ökologie, Nachhaltigkeit, zukunftsfähige Lebensstile. Sein aktuelles Buch: „Der leise Atem der Zukunft“ erzählt vom „Aufstieg nachhaltiger Werte in Zeiten der Krise“. Autor von AMOS ist er seit langem. Er lebt in Marl, in der Seweso III-Zone. 2017 schlug er Alberto Acosta für den Carlowitz-Preis vor.*

Nina Gribat

## 50 Jahre 1968:

### selbstorganisierte Lern- und Lehrformate in der Architektur an der TU Berlin<sup>1</sup>

Wie Architektur politisch ist wird immer wieder debattiert. Architektur wird dabei entweder als Ausdruck von gesellschaftlichen (Macht-)Verhältnissen verstanden oder selbst als Mittel, um diese Verhältnisse zu verändern. In diesem Beitrag untersuche ich die Ansätze von selbstorganisiertem Lernen und Lehren in der Architektur im Verhältnis zur institutionellen Studienreform und -revolte an der TU Berlin. Hier haben Studierende um 1968 das Verhältnis zwischen universitärer Lehre, beruflicher Bau- und Planungspraxis und ihren gesellschaftlichen Bezügen radikal in Frage gestellt.

#### Arbeitskreis „Architektur und Gesellschaft“, Kritische Universität (WS 1967/68 & SS 1968)

Die Kritische Universität (KU) wurde von Studierenden der Freien Universität Berlin (FU) 1967 als „Gegen-Uni“ gegründet. Dabei sollte Kritik geübt werden an den bestehenden Verhältnissen an den Hochschulen und in der Gesellschaft. Der einzige KU Arbeitskreis an der TU Berlin zum Thema „Architektur und Gesellschaft“ wurde von einer kleinen Gruppe Architekturstudierender angeboten. Es ging um die Analyse verschiedener Selbstverständnisse von ArchitektInnen und deren Einbindung in gesellschaftliche Produktionsverhältnisse.

Die Planerflugschrift gilt als eines der Ergebnisse aus dem Arbeitskreis. Sie enthält den Entwurf eines Planerstudiums an der TU Berlin, das sich basierend auf einer Kritik an den damaligen Berufsbildern des Künstlerarchitekten und des Technokraten dezidiert vom Architekturstudium unterscheiden sollte. Die Planerflugschrift wurde im Rahmen der Diagnose Ausstellung (8.-20.9.1968) (Abb. 1) zum ersten Mal

veröffentlicht, welche als Gegenausstellung zu den Berliner Bauwochen organisiert wurde.

Kurz nach der Diagnose Ausstellung kam es zur Gründung eines weiteren selbstorganisierten Lehrformats, das diesmal nicht außerhalb der Universität angesiedelt war, sondern sich zum Teil vakant gewordene Lehrstühle zum Beispiel von Ungers und Hermkes an der Architekturfakultät der TU Berlin zu eigen machte.

#### COOP-Reformseminare (ab WS 1968/69)

Im Wintersemester 1968/69 wurden die COOP-Reformseminare von Studierenden und einigen MitarbeiterInnen gegründet. Um eine der Berufspraxis angemessene Arbeitsweise zu erreichen, sollten in diesen Seminaren bisher isoliert gelehrt Fächer integriert am Projekt und in „komplexer Betrachtungsweise“ und in Gruppen- statt in Einzelarbeit bearbeitet werden. Die Seminarthemen waren zum Großteil basierend auf einem kollektiven Prozess der Problemdefinition selbst gestellt.

Es ist schwer im Nachhinein zu beurteilen, welche konkreten Arbeitsergebnisse es aus dem COOP gibt. Trotzdem legte die Organisation der COOP-Seminare das Fundament für alle weiteren Entwicklungen im Studienreformprozess an der Architekturfakultät der TU Berlin. Aus dem COOP-Seminar „Planungsgutachten Kreuzberg“ entstand z.B. die Bewegung einer Gruppe in die Stadtteilarbeit nach Kreuzberg.

#### Basisgruppe Kreuzberg / Büro für Stadtsanierung und soziale Arbeit (Sommer 1968/Frühjahr 1969)

Die Basisgruppe Kreuzberg wurde nicht vorrangig als Lern- oder Lehrformat initiiert, sondern um die BewohnerInnen von Kreuzberg zum Widerstand gegen die Sanierungspläne des Senats zu bewegen und somit das Viertel vom Abriss zu bewahren.

Eines der Ergebnisse der Arbeit des Büros für Stadtsanierung und soziale Arbeit ist der Band „Sanierung – für wen?“ (1970) (Abb. 2), der erste Reflexionen über die Arbeit des Büros enthält:

„Einerseits gelang es nicht, die Arbeiterbevölkerung auch nur ansatzweise zu solidarischem Handeln, oder auch nur der Vorstufe des Zusammenschlusses zu veranlassen, zum anderen zeigten die schließlich in der Werkbundausstellung im Herbst 69 zusammengetragenen Arbeitsergebnisse der Alternativplanung kläglichste Ergebnisse.“<sup>2</sup>

Kurz nach dem Abzug des Büros werden jedoch die ersten Erfolge in der Mobilisierung von BewohnerInnen in Kreuzberg sichtbar, z.B. bei dem erfolgreichen Widerstand gegen den Abriss des Bethanien Krankenhauses und später in der behutsamen Stadterneuerung.

Nach einer Phase intensiven Engagements in der alternativen Praxis kehrten die ProtagonistInnen des Büros an die TU Berlin zurück. Hier ging die Auseinandersetzung um andere Studienverhältnisse mit dem Gruppendiplom in eine nächste Phase.



Abb. 1: Plakat für die Diagnose-Ausstellung zum Bauen in Westberlin, 1968, gestaltet von Jürgen Holtfreier. Quelle: Privatsammlung Klaus Brake.



Abb. 2: Vorder- und Rückseite von *Sanierung, für wen?* (1971), s. Literaturliste

## Gruppendiplom und Alternative Studien- und Prüfungsordnung (aSPO)

Die rechtliche Grundlage für das Gruppendiplom war ein Kompromiss der Studierenden mit dem Prüfungsausschuss. Kurz nach den Gruppendiplomprüfungen kam es zum Eklat: Die Diplomanden des Gruppendiploms hatten zwar allesamt ihre Prüfungen bestanden, die Herausgabe der Zeugnisse wurde jedoch durch ein Einschreiten des Senats verhindert. Die Zeugnisse von Gruppen bis zu einer Gruppengröße von 5-6 Personen wurden schließlich doch herausgegeben. Alle anderen GruppendiplomandInnen wurden daraufhin aufgefordert ihr Diplom zu wiederholen, was einen breit angelegten Protest zur Folge hatte.

In der folgenden Zeit gab es weitere Auseinandersetzungen um die Verabschiedung einer alternativen Studien- und Prüfungsordnung (aSPO). Als Reaktion darauf gab die Fachschaft Architektur im Sommersemester 1971 ein Alternatives Studienprogramm heraus, in dem die Veranstaltungen der politischen Studierenden und Lehrenden separat zum allgemeinen Vorlesungsverzeichnis beworben wurden. In der folgenden Zeit gab es weitere Auseinandersetzungen um Reformen des Architektur- und Planerstudiums an der TU Berlin. Im Grunde können auch die Aktivitäten der verschiedenen Politgruppen, die zu dieser Zeit an der TU Berlin ihre Hochzeit hatten, als wichtige selbstorganisierte Lern- und Lehrformate gelten, in denen unterschiedliche Ansätze zur Durchsetzung gesellschaftlicher, universitärer und beruflicher Alternativen verfolgt wurden. Der Übergang von selbstorganisierten Lern- und Lehrveranstaltungen und aktivistisch geprägten Aktionen war zu dieser Zeit fließend.

## Fazit

Der Diskussion um das politische Wesen der Architektur kann mit diesem Rückblick neben den eingangs erwähnten Perspektiven eine Weitere hinzugefügt werden: Das Nachdenken und Praktizieren in der Architektur und Stadtplanung wird dann politisch, wenn es seine inhärenten Verbindungen zu den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen hinterfragt. Dass diese Infragestellung nicht unbedingt etwas mit ästhetischen Aspekten zu tun hat, die bei den eingangs beschriebenen Ansätzen noch eher im Vordergrund standen, sondern vielmehr mit der Kritik an den Produktionsbedingungen der Architektur und der Stadtplanung an Universitäten, in beruflichen und städtisch-sozialen Praxen zeigt uns die Analyse der selbstorganisierten Lern- und Lehrformate.

Die Studierenden schafften in selbstorganisierten (außer-)

universitären Lern- und Lehrformaten Freiräume für konkrete Experimente. An der Universität wurden diese mit dem COOP Seminar zunächst ohne langfristige institutionelle Veränderungen implementiert. Sie waren damit eine der Voraussetzungen des Gangs durch die universitären Institutionen, die sich in der Festschreibung der Reformen in rechtlichen Grundlagen, neuen Institutsgründungen, der Besetzung von Stellen und der Einführung neuer Studiengänge und vielem mehr manifestierte. Sobald es jedoch um diese dauerhaften institutionellen Veränderungen ging, formierte sich teilweise großer Widerstand auf Seiten der ProfessorInnen. Die Studierenden brauchten einen langen Atem institutionelle Veränderungen durchzusetzen.

Im Rückblick zeigt sich, dass einige Dinge für die die Studierenden um 1968 gekämpft hatten, wie zum Beispiel die inter- und transdisziplinäre Ausrichtung des Studiums, der Bezug zur Forschung oder spezifische Formate wie das „projektorientierte Studium“, über lange Jahre Bestand haben sollten und auch noch heute in abgewandelter Form als innovative Lehransätze gelten (Stichworte: Reallabor / Forschendes Lernen). Andere Dinge, die zwar um 1968 abgewertet wurden, wie entwerferische Ansätze, wurden relativ schnell wieder eingeführt. Die Bewertung von Aktionen und Forderungen, die die radikale Neugestaltung der Beziehung von Beruf und städtisch-gesellschaftlichen Verhältnissen betrafen, fällt ambivalent aus: In Bezug auf die berufliche Praxis gab es einige Büroneugründungen, die nach dem Kollektivprinzip arbeiteten und es bildeten sich nach und nach neue Arbeitsfelder vor allem in der Stadtplanung. Im Gegensatz zu den selbstorganisierten Lern- und Lehrformaten, in denen andere Praktiken real erprobt wurden, gelang es den Studierenden im beruflich-gesellschaftlichen Kontext aber nicht, konkrete Utopien neuer Verhältnisse auf ähnliche Art wie in der Lehre zu testen – sie blieben allzu häufig in der Analyse oder der Kritik stecken anstatt die neuen Lebens- und Gesellschaftsentwürfe auch in greifbare Räume zu übersetzen.

<sup>1</sup> Dieser Beitrag ist eine von der Autorin stark gekürzte Fassung des Kapitels: „Selbstorganisiertes und politisches Lernen und Lehren in der Architektur in Berlin um 1968“, erschienen in: s. Lesetipp unten, S. 325-338.

<sup>2</sup> Fassbinder ohne Datum, S. 4

### Literatur:

Büro für Stadtsanierung und soziale Arbeit Berlin-Kreuzberg (Hrsg.) *Sanierung – für wen?* Berlin, 1970, Agit Druck (2. erweiterte und verbesserte Aufl. 1971)  
 Fassbinder, H. (ohne Datum) Basisgruppe Kreuzberg (maschinengeschriebene Notizen), Privatarchiv Helga Fassbinder

*Nina Gribat ist Professorin für Entwerfen und Städtebau am Fachbereich Architektur der TU Darmstadt. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Stadtentwicklungskonflikte, urbane Schrumpfungsprozesse und die Studienreformen und -revolten an Architekturfakultäten um 1968. Sie ist Mitglied des Redaktionskollektivs von sub/urban.zeitschrift für kritische stadtforschung (www.zeitschrift-suburban.de).*

## Lesetipp dazu

Interessierte LeserInnen finden mehr zu diesem Thema in:

**N. Gribat, P. Misselwitz, M. Görlich (Hg.)**

**Vergessene Schulen. Architekturlehre zwischen Reform und Revolte um 1968**

Leipzig, 2017, Spector, ISBN: 9783959050715, 420 S. mit vielen Abbildungen

Peter Strege

## zutun 71 A

„Ich hab‘ dann einfach ‘ne Bauanleitung für‘n Molli in Linol geschnitten!“

1961 Es war eigentlich kein schlechtes Gewissen, obwohl, wenn ich damals ans Kunstmachen dachte und mich des Freiheitsdrangs, der mich in die Akademie gebracht hatte, erinnerte, dann waren die politischen Einsichtsfügungen schon ganz schön handlungs(an)weisend.

1968 „Befreiung zur Pflicht (politischen Lernens und Handelns)!?“

Nach diesem Motto versuchte ich nun Neigung, Familienunterhalt, Arbeitsmöglichkeit und politischen Auftrag unter einen Hut zu bringen. Die Kunst durfte nur noch heimlich blühen. Medienwirksam aufklärend zu wirken, dazu taugte die Arbeit als Fernsehmacher.

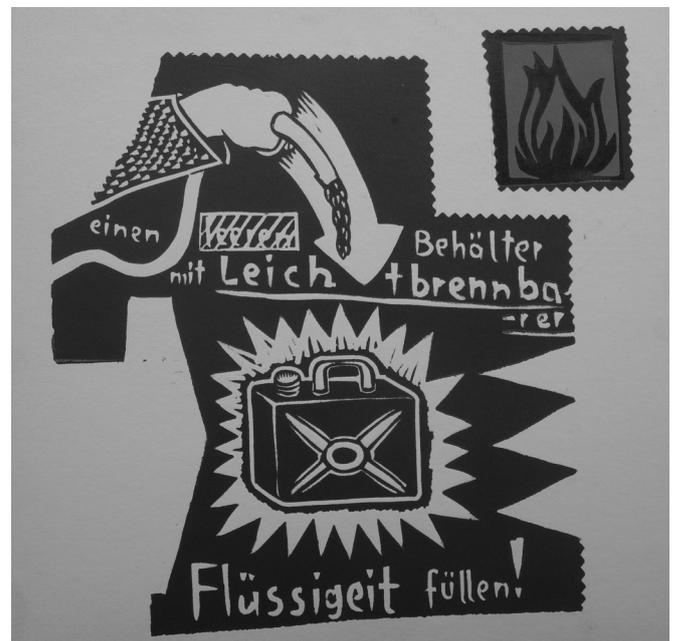
1969 Bis am Horizont das Licht der Erwachsenenbildung zu glühen begann. Kultur im Zentrum von Kohle, Stahl und Bier: das war‘s! Kulturarbeit im Betrieb. Freigestellt das zu erkunden, was proletarische Kultur sei. So habe ich es gesehen. Die, die mich machen ließen, hatten Befriedigungsgedanken in Zeiten des Strukturwandels im Kopf und maßen den (meinen) gemachten Erfahrungen

1985 wenig Bedeutung, mehr der Frage nach den („Animations- und Betreuungs-“)Kosten bei. „Muss man die Arbeiter beim Erleben ihrer eigenen Kultur als widerständig-belebende Kraft und identifikatorischen Reichtum nicht auf Dauer motivieren?“ Mit dem Bejahen der Frage schwand das Interesse, weil niemand bereit war (und ist), seine eigene Machtgefährdung zu alimentieren. Obwohl das der

1990 eigentliche Fortschrittsauftrag gewesen wäre. Doch solcher Mut zur Selbstinfragestellung war damals bei den Machtstatthaltern des Reviers nicht zu finden. Hatten sie doch Angst, dass ihnen der ganz Kram um die Ohren fliegen könnte. Mit sympathischeren, weniger radikalen Konzepten von beteiligungsgenehmen Kulturprojekten begann eine durchaus begrüßenswerte Kulturoffensive mit

1992 „workappeal“, die mein altes „Räppelchen“ Kunst wieder zur(m) Klinge(n) brachte. Den gelungenen Versuch proletarischer „Erweckung“ hatte ich erlebt. Daraus Handlungsempfehlungen und pädagogische Anweisungen zu machen, hatte man mir vor die Wand gefahren und ich musste zusehen, dass mich die Zerknirschung nicht mit untermahlen würde. So „münchhauste“ ich ein Wiedererstarken des politischen Individuums als Subjekt und gestattete mir wieder den Umgang mit den Materialien des Ateliers, aus Futterküche und Werkstatt. Eins hatte ich begriffen: jede ästhetische Unterstützung von herrschender Macht hatte einen völlig ungesunden augoût und war strikt abzulehnen. „Schö-

2002 nes“ wurde als Ware zur Unterstreichung bestehender Machtverhältnisse ge- und (bisweilen kunstmarktmäßig üppig) ausgestattet. Pompöse Schleimigkeit und güldene Pracht wurden mir zum Gräuel und mit fast armseliger „Schludrigkeit“ brachte ich meine Äußerungen zu Papier und auf sonstigen Materialien unter. Kein Stoff, der nicht als Träger von Ausdruck zugereicht hätte oder selbst Ausdruck hätte sein können. Radikalisierung an der ästhetischen Front, heftige Auseinandersetzungen mit dem, was als gefällig, als geboten galt, waren die Folge. (In der Akademie,





Peter Strege hat schon an manchem Emscherstrandabend drüber nachgedacht, was das alles soll. | Die Linolschnitte sind von 1969.

so erinnerte ich, gab es diese Auseinandersetzung mit dem Professor Mitte '60 schon einmal.) Wieder die Frage: für was willst du einstehen und wie kriegst du raus, was du eigentlich willst? Übers „ästhetisch Notwendige als dem Modernen und somit in der Zeit Richtigen“ gab's akademische Diskussionen, denen meistens jeder existentielle Bezug fehlte. Leidenschaft

2014 wurde bisweilen mit Emphase verwechselt. Das Klima an der „Kunstfreunde-Front“ wurde zunehmend geschmäckerlich und legitimierte sich über die schwierige Alltags-Existenz. Verzweifelter Glück bot sich im poetischen Schweigen oder lauten falschen Gesängen.

Bester Ausdruck für die dünnhäutige Verlogenheit im Kunst(geschäft) sind quereinsteigende Kuratoren, die wie Blumengestecke unter Klarsichtfolie daher kommen, und meinen, dass ohne (ihre) erläuternde(n) Beigaben, niemand (s)einen Zugang zur Kunst finden könne. Aufklärerische Verunsicherung durch bis ins Mark wirkende Erschütterungen

2016 werden gehilffertig zu nahezu possierlichen Kulturierungsangeboten degradiert.

So suche ich nun mit den Mitteln, die ich habe, nach dem, was ich für das Richtige halte. Ich probiere, mich ans Schöne, als an das für mich existentiell Wichtige heran zu tasten. Wage mich ans Ausdrücken meiner verzweifelten Hoffnung und prockele hie und da in Abfällen, um mich mit neuem Mut aufzuladen. Brachen und industrielle Hinterlassenschaft, die „unabgeräumt“ zurückbleiben, werden zu meinen bevorzugten Arealen, an und auf denen ich mich wiederbelebe. Dabei entdeckte ich, dass jedes Heimelige seine zeitlich begrenzte Kuscheligkeit hat und das, was sich politisch nennt, meistens ohne Haltbarkeitsdatum daher kommt. So nimmt es mich auch nicht Wunder, wenn mich heute die 1848er Parolen immer noch mehr verzücken als heutige Wahlversprechen und mich frohgemut ans Werk gehen lassen. Endlich nun traue ich mich, der viel bescholtenen Romantik den Platz nicht nur in meinem Herzen einzuräumen, den sie als freiheitsdrängende Fortführung jeden aufklärerischen Bemühens hatte und kümmer mich keinen Deut um gängige ästhetische Moden.

2018 bis demnächst

Ein daraus folgendes ständiges Querliegen hat seine Vorteile: wahre Menschenfreunde haben mir gegenüber kaum Vorbehalte! Bisweilen begegnen wir uns an Menschenorten.

## Lesetipp

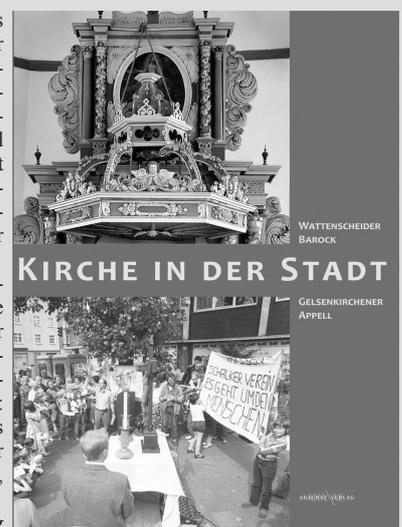
**Kirche in der Stadt.**  
**Wattenscheider Barock – Gelsenkirchener Appell**  
 Hrsg.: Dr. Uta C. Schmidt im Auftrag des Ev. Kirchenkreises Gelsenkirchen und Wattenscheid mit Beiträgen von Dr. K. Schlösser-Kost, A. Müller, Prof. Dr. S. Goch, P. Buber, Dr. U. Althöfer  
 Gelsenkirchen, Arachne Verlag, 224 S., ca. 300 Abb.  
 ISBN 978-3-932005-69-5

Kirche in der Stadt – damit verbindet sich meistens ein Bauwerk mit anmutigem oder störendem Glockenschlag. Im Ruhrgebiet heißt das inzwischen aber auch Entwidmung, Neunutzung und damit ein beharrliches Engagement für eine lebenswerte Stadtgesellschaft. Kirche in der Stadt ist eine Sozial- und Kulturgeschichte evangelischen Lebens mitten im Ruhrgebiet. Sie macht die Verflechtungen von Konfession, großer und kleiner Politik in der Stadtgesellschaft sichtbar. Das Industrie- und Sozialpfarramt und seine Aktivitäten im Evangelischen Kirchenkreis Gelsenkirchen und Wattenscheid bilden den roten Faden durch dieses reich bebilderte Lesebuch. Kirche im Alltag und Alltag in der Kirche – oder: was hat eine Predigt im Arbeitsgericht zu

suchen und wieso muss sich eine Synode mit der Frage nach dem GmbH-Recht beschäftigen? Viele Aspekte zwischen Kirche und Gesellschaft sind anschaulich dokumentiert und zeugen von der Hoffnung, dass im Kapitalismus nicht das Ende der Geschichte erreicht ist.

„Kirche in der Stadt“ erinnert auf diese Weise auch daran, worin der Auftrag in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen besteht: mit und für die jeweils Schwächeren erfahrbar werden zu lassen: „Siehe, ich mache alles neu.“

Dieter Heisig



Rolf Euler

## Unter Tage – Über Tage

Wenn wir über die Zeit mit *AMOS* (der Zeitschrift) schreiben, dann mit Blick auf unsere eigene Geschichte. Anknüpfend an meine Anmerkungen zu Marx' Frühschriften (in *AMOS* 1|2018) hier nun die Folgen. Bei den Septemberstreiks des Jahres 1969 beteiligten sich auch viele Bergleute von einigen Zechen, darunter Germania in Dortmund. Sie wandten sich auch an Studenten der Ruhruni mit der Frage nach Rechtsberatung, da die IGBE diesen Streik nicht wollte und den Kollegen keinerlei Unterstützung gewährte. Diese Kontakte waren prägend für viele von uns, ebenso wie die Kontakte zu Lehrlingen von Krupp oder Kollegen von Opel.

Bald danach begann für mich das „Abenteuer“ unter Tage – es war tatsächlich eher ein politisches und radikales Abenteuer, und ich hätte damals nicht gedacht, dass es mehr als 25 Jahre dauern würde. Der Versuch, sich mit schwerer Arbeit von der studentischen Existenz abzusetzen und ein Leben mit Bergleuten zu beginnen, hätte sicher nach kurzer Zeit scheitern können – es kam anders. Meine vielen Kollegen haben – ohne dass sie es ahnen konnten – zu einer „Erdung“ und weiteren Art von Bewusstsein beigetragen als „Marx- und Engelszungen“ es hätten schaffen können.

Die Bewegung unter den Bergleuten ging nach 1969 weiter, auch nach Gründung der RAG. Es ging erneut um Stilllegungen von Bergwerken, es ging um Löhne und Gedinge, um eine neue Lohnordnung, die vieles durcheinander warf, was vorher gegolten hatte. Es ging um die Mitbestimmung und die Tatsache, dass durch die RAG viele Gewerkschafter in lukrative Posten kamen, die eine radikale Opposition nicht wollten. Der Anpassungsprozess bei Tonnage und Zahl der Bergwerke an die ökonomischen Fakten, die durch die Konzerne der Stahl- und Energiewirtschaft gesetzt wurden, wurde begleitet von einem Anpassungsprozess der Gewerkschaft hin zur Mitwirkung an diesen Maßnahmen und nicht zum Widerstand. Und er wurde begleitet von einer sozial „verträglichen“ Anpassung der Bergleute mit Vorruhestandsregelungen. Die politisch bewusstere und radikalere Generation der Bergleute aus den fünfziger Jahren wurde allmählich verrentet. Die Arbeitsbedingungen wandelten sich durch die Mechanisierung.

So kam es zu wenigen radikaleren Stimmen in den Belegschaften, die ich unterstützte, zum Beispiel mit viel Lampenfieber bei Reden auf Belegschaftsversammlungen. Der Versuch, wie im Stahlbereich oder bei Opel oppositionelle Listen für die Betriebsratswahlen zu schaffen, erwies sich als nicht gangbar. Ich hätte ungern „allein gegen alle“ auf einer Gewerkschaftsliste gestanden, wurde kurze Zeit später auch aus der Gewerkschaft ausgeschlossen. Radikalenerlass ganz unten...

Ich erinnere an Solidarität trotz alledem, an Kollegen, die den „kleinen Rolf“ mit ihrer Länge und Kraft ergänzten, wo ich nicht drankam. Später als Ortsältester dann versuchte ich möglichst für solidarisches Arbeiten zu sorgen, wie ich es oft kennen gelernt hatte. Ich erinnere heiße Schichten mit völ-

liger Erschöpfung nach der Seilfahrt, eiskalte Schichten mit dreifacher Kleidung im Querschlag, viele Nachtschichten mit „Entzug des Normallebens“ und Schlafens. Ich erinnere auch, dass einige Vorgesetzte mich gern in „schlimme“ oder nicht gut bezahlte Arbeit schickten – und andere das gerade nicht taten! Ich machte fast keine Übersichten, nach denen sich oft andere Kumpels drängten. Ich entsinne Feierschichten gleich Kurzarbeit und Proteste gegen die Lohnabzüge. Ich entsinne harte Arbeit in einer Flöz-Störung und gute Arbeit mit einer guten Kolonne. Wir hatten Arbeit auf allen vier Seilfahrtanlagen des Bergwerks, Schichten von 5 Uhr morgens fast jede Stunde bis 24 Uhr nachts – drei Drittel, vier Drittel, fünf Drittel im Wechsel oder auch mehrere Wochen Frühschicht, 18-Uhr-Schicht – wie es der Betriebsplan wollte.



nach der Schicht vor General Blumenthal, Schacht 3, 1983

Bewegung gab es erst wieder in den 1990er Jahren, als die Kohl-Genscher-Regierung schon damals weitgehend Schluss machen wollte mit der Steinkohlenförderung. Öl- und Atomenergie stillten den Strombedarf mehr und mehr, Importkohle war zum Drittelpreis der Ruhrkohle zu kaufen. Proteste auf den Straßen, Stillsetzung von Verkehr und breite Solidarität in der Bevölkerung haben wir damals erlebt. Jetzt blicke ich ohne Sentimentalität auf das Ende der Förderung im kommenden Dezember. Etwas dagegen haben wir damals nicht und auch heute niemand mehr zu tun vermocht. Wir Linken hatten früher auch nicht das Bewusstsein über Klimawandel und CO<sub>2</sub>-Belastung – die Verteidigung der Arbeitsplätze schien das Wichtigste.

Am 1. Mai habe ich dann meine Arbeitsklamotten, den Grubenhelm, die Lampe, Teepulle und das Arschleder von damals aus dem Keller geholt und bei unserer Geschichtskreisausstellung im Ruhrfestspielhaus getragen, selbstironisch könnte man sagen: der ehemalige Bergmann als „Ausstellungsstück“... Aber ich dachte, nochmal unsere Arbeit, unsere Kollegen und unsere Zeit den interessierten Besuchern zeigen zu können, und so ist es dann auch gekommen.

*Rolf Euler, Recklinghausen, muss über Tage nicht mehr nachholen, was unter Tage verloren gegangen ist. Aber Geschichte(n) muss sein. Weitermachen!*

Harald Jochums

## Die 68er und wir oder:

### WIR bleiben hier – WIR lassen uns nicht vertreiben.

Habe ich mich durch die 68er-Bewegung beeinflussen lassen? Diese Frage kann ich eindeutig mit „JA!“ beantworten und der Artikel wäre geschrieben. Bis dann mal ...

Schwieriger wird es bei der Zusatzfrage: Aber wie?

Letztlich kann ich die Frage nicht beantworten, werden wir doch von unzähligen Menschen, Ereignissen, Dingen beeinflusst, das jeweilige Maß bleibt aber meist im Dunkeln – ausgenommen einiger einschneidender, prägender Ereignisse, eins davon wie folgt erzählt:

Zur Ausgangslage: Aufgewachsen in einem ziemlich strikt konservativen, wenn auch bemüht liebevollen Elternhaus in Essen (NRW), in dem Gewerkschaften als linksradikal galten und immer wieder den Weltuntergang bedeuteten, ging es Ende der 60er Jahre zum Studium nach Berlin. Der Höhepunkt der „68er“ war schon deutlich überschritten, die Bewegung wirkte aber noch nach – wenn auch inhaltlich und formal deutlich schwächer.

Als Architekturstudent kam man selbstverständlich an der Hausbesetzerszene nicht vorbei. An dem zerstörerischen Tun der Immobilienwirtschaft ebenso wenig. Das prägte, auch wenn ich mich nicht an Hausbesetzungen beteiligt habe. Und so langsam fing ich an, auch über Unsere gesamte Gesellschaft nachzudenken.

Als ich nach dem Studium von einem Doppelwasserturm in Duisburg-Rheinhausen gelesen habe, der abgerissen werden sollte, habe ich dann eine Hausbesetzung der anderen Art unternommen: Ich habe ihn für 1,- DM übernommen. Und so kam es, dass ich wieder im Ruhrgebiet gelandet bin.

Meinem „Kampf“ gegen die Zerstörung von Gebäuden war also zunächst Genüge getan, meinem Denken über Unsere Gesellschaft aber noch lange nicht.

Im Re4 gab es nun aber auch Zerstörung satt. „Hau wech den Scheiß!“ schien ein unumstößliches, reviertypisches Credo zu sein. Insbesondere auf den Norden hatte man es abgesehen. Der galt dem aufstreberischen Bürgertum als besonders verwerflich, dreckig und verwahrlost. Und mit den eigenen Wurzeln wollte man/frau so garnichts zu tun haben. Die aufgestiegenen Politiker auch nicht. Vermeintliche Schmutzdecker waren zudem nicht wahlkampftauglich.

Und so begann ein Zerstörungswerk, das die Kriegsfolgen glatt in den Schatten stellte. Bagger und Abrissbirnen wütheten, was die Geräte so hergaben – gerne begleitet von der Immobilienwirtschaft.

Nicht lange her sollte es auch der denkmalwürdigen Siedlung am Zinkhüttenplatz (Architekt: Bruno Taut) in Duisburg-Hamborn (Norden!) an den Kragen geh'n – für ein „Factory Outletcenter“, von Eingeweihten kurz FOC genannt. „Let it be – let it out“.

Im Norden ist gut morden. Also auch in Duisburg, wo man/frau sich besondere Mühe gibt.

Mittlerweile hatte ich schon stattliche Erfahrung in Sachen Erhalt von Gebäuden und Siedlungen und habe mich auch über dieses „Leuchtturmprojekt“ informiert. Zu meiner Verwunderung hatte sich schon eine BI aus den Siedlungs-

bewohnern gebildet, obwohl deren Durchschnittsalter das Renteneintrittsalter bei weitem übertraf. Sie wurden von Mitbürgern unterstützt, die teils eigene Erfahrungen mit solchen „Vorhaben“ der Stadt hatten. Ich habe der BI angeboten, sie zu unterstützen, was sie auch dankend angenommen haben.

Als weiterer Fachmann kam Prof. Roland Günter dazu, der sich u.a. mit der Rettung der Siedlung in Oberhausen-Eisenheim einen Namen gemacht hat, ja als einer der ersten auf die Werte des Nordens im Re4 aufmerksam gemacht und gehandelt hat.

Die Ratsleute hielten tapfer in ihrer Wagenburg aus, verließen sie auch sicherheitshalber nicht und verteidigten den Schwachsinn aus sicherer Deckung bis zum Geht-nicht-mehr.

Um es kurz zu machen: In einem beispiellosen „Joint Venture“ haben selbstbewusste Bürger und Bürgerinnen, unterstützt von engagierten Mitbürgern und Fachleuten ihren Lebensraum gegen die Machenschaften der herrschenden Gruppen aus Politik und Wirtschaft verteidigt. Und das ohne Joint – aber mit viel Venture. Vom Kleinen, großen Feigling keine Spur. Nur in flüssiger Form.

So weit und gut. Die „68er“ haben also ihre Spuren und Wirkungen hinterlassen. Gibt es aber Neugedachtes und -gemachtes, über die damalige Ansätze und Beispiele hinaus? Das Beispiel Zinkhüttenplatz belegt eindeutig: JA.

Im Unterschied zu den Anfängen fangen immer mehr Bürger und Bürgerinnen aller bisherigen Schichten an, nicht mehr alles als gott-, staats- oder wirtschaftsgegeben hinzunehmen, ergreifen selber die „Initiative“ (wie man bei uns so sagt) und kümmern sich um ihren Lebensraum, in den dann alles „intrigiert“ wird. Sie fangen auch an, nach Alternativen zu den meist dämlichen Planungen der Stadt zu suchen.

Und selbst in der Immobilienbranche tut sich was, wie der neue Besitzer der Siedlung, Walter Brune aus Düsseldorf beweist.

Manchen mag das noch etwas kümmerlich erscheinen. So richtig groß war ein Samenkorn aber noch nie.

Aber noch eins: Zum Dank für meine Unterstützung haben mir die „Zinkies“, wie sie liebevoll genannt werden, einen Kugelschreiber geschenkt mit der Aufschrift: „JOJOs Stift“ – unter dem Pseudonym JOJO hatte ich immer wieder Artikel zu dem Geschehen kommentiert. Und der lässt alle Pflastersteine und klugen Sprüche von Ideologen und anderen Klugscheißern weit hinter sich. Selbst das Bundesverdienstkreuz hätte keine Chance ...

Ach so, genau: Bald ist wieder Grillsaison. Da geht's dann wieder mit der 903 ab in den Norden zum Zinkhüttenplatz. Nein, nicht mit der 901. Die rumpelt über Ruhrort, Beek gen Norden. Sollten die Verweser und Verwalter aus dem Rätehaus zu Duisburg auch mal machen ...

---

*Harald Jochums (69) ist u.a. Architekt für Ökologisches Bauen in Duisburg-Rheinhausen. Er lebt in einem umgebauten Doppelwasserturm, der einmal abgerissen werden sollte.*

Wolfram Breger im Interview

## Antiautoritäre Haltung, ziviler Ungehorsam

*Unser Freund und AMOS-Mitarbeiter Wolfram Breger starb am 7. April dieses Jahres. Zu seiner Erinnerung an die Zeit als Student und Teilnehmer an der 1968er Bewegung hat Rolf Euler mit ihm im Dezember 2017 gesprochen. Wir drucken Auszüge aus seinem Rückblick.*

### I: Antiautoritäre Aktion – Ziviler Ungehorsam

Ich hatte vorher in Freiburg und Hamburg studiert und kam im WS 66/67 zur Ruhr-Universität Bochum. Das Erschrecken vieler StudentInnen über den Mord an Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967. Unsere Proteste gegen die Notstandsgesetze, verbunden mit Ostermarsch, Vorlesungs-Streiks und -Besetzungen, alle möglichen Aktionen auch in der Stadt Bochum, z.B. am und im Schauspielhaus – mit Solidarität von Schauspielern. Das Attentat auf Rudi Dutschke am Gründonnerstag 1968 hatte uns alle zusätzlich fürchterlich erregt: wir Studenten forderten Stellungnahmen von Profs, vom Rektor und wir sprengten Vorlesungen.

Das war das typische Kennzeichen der antiautoritären 68er Bewegung: Wir fragten nicht groß nach, höchstens einmal, und auf eine abschlägige Antwort agierten wir in direkter Aktion, mit zivilem Ungehorsam, besetzten z.B. den Senat. Das finde ich heute nach wie vor im Grunde sehr lehrreich: dass Menschen wirklich aufstehen und sagen, jetzt ist es genug und bis hierhin und nicht weiter. Heute haben wir auch diese wichtigen direkten Aktionen wie am Hambacher Forst, davor Occupy. Also: Wo sich vieles wirklich so krisenhaft zuspitzt!

### II: „Bildungskatastrophe“ (Georg Picht, 1964), „Bildung ist Bürgerrecht“ (Ralf Dahrendorf, 1965)

Es lief damals viel: Mehr Kinder sollten eine bessere Bildung bekommen. In dieser Zeit wurden Gesamtschulen gegründet: Eingangsvoraussetzungen für Schule und Hochschule sollten einfacher werden, dazu ein anderer Unterricht. Das ging damals kreuz und quer durch die Landschaft, eine ganz stark dominante Diskussion der Bildungsreform war das. Ich erlebte viele Jahre später einen CDU-Menschen, der klipp und klar sagte: wir wollen die Schulreform und die Studienreform und die Hochschulreform der 70er Jahre zurückdrehen. Ich bin bald vom Stuhl gefallen, dass das jemand so offen sagte.

Ab 1972 – „Radikalenerlass“ – kam das Berufsverbot gegen unbequeme und vermeintliche Verfassungsfeinde, ich erfuhr das auch.

### III: Internationalismus

Der internationale Aspekt spielte für uns eine immer größere Rolle. Vietnam Krieg, die TET-Offensive der Vietcong. Oder die Türkei, dass sie kurz vor der sozialistischen Revolution in den 60er Jahren stand. Andere meinten: zuerst aufgrund des Pariser Mai 68 in Frankreich, das war natürlich wirklich riesig. Die USA mit Opposition gegen den Krieg in Vietnam und gegen den Rassismus gegen die Schwarzen, mit Martin Luther King und dann seine Ermordung, und die von Studenten in Texas. Und in Mexiko die Studentenrevolte, wo

es unheimlich viele Tote gab. Die sind ja niedergeschossen und geknuppelt worden ohne Ende. Ernesto Ché Guevara in Afrika und Lateinamerika nach der Revolution in Kuba mit Fidel Castro.

Dann kam der Einmarsch in die Tschechoslowakei im August 1968, das war für viele schwer zu verkraften. Das war sehr, sehr, sehr komprimiert, sehr dicht in diesem Jahr, tausend Vorfälle, mit denen man nicht gerechnet hatte, das war nicht ganz einfach.

### IV: Alternativen – „Kommunismus“

Ja, dann kam im Lauf des Jahres 68 diese Wendung zum Kommunismus, jedenfalls bei vielen. Es gab mehrere Tendenzen: das eine war die „Befreite Universität“, da waren also wirklich Räume und Arbeitsmöglichkeiten, die ganz offiziell den aufrührerischen Studenten zur Verfügung gestellt wurden, da konnten wir Versammlungen abhalten, einzelne benutzten das zum Arbeiten und bereiteten regelrechte Veranstaltungen vor zu Themen, die sonst unterbelichtet waren.

Ein AStA-Mitglied war dazu da: Kontakte zu Schülern, Lehrlingen, Jugendlichen. Dauernd waren wir auf den Schulplätzen und haben Flugblätter verteilt. Und wirklich alles mögliche angestellt um mit denen in Kontakt zu kommen. Man hat das als absolute Notwendigkeit erkannt und auch entsprechend versucht, sich daran zu halten. Das sah oft so aus, dass nachts in der Mensa, die irgend ein netter Mensch uns dafür zur Verfügung stellte, die Flugblätter gedruckt wurden, und dann wurden die am Morgen in aller Frühe verteilt vor den Schulen, vor den Betrieben.

Die andere Tendenz: Da ging es um den Kommunismus, die gesellschaftliche Alternative. DKP, KPD/ML, KPD Aufbauorganisation usw. Und dazu kam Betriebsarbeit, Betriebsgruppen, dass auch die akademisch gebildeten Genossen alle arbeiten sollten. Auch ich bin zu Opel.

### V: Konkretes Beispiel: Opel in Bochum

Opel war noch ziemlich neu in Bochum, war noch im Aufbau. Da habe ich malocht und dabei über die wilden Streiks und die selbstständige Arbeiterbewegung Untersuchungen gemacht. Der erste Streik fand statt, als ich bei Opel ankam, im Juli 1970, da gab's einen zweitägigen Streik, 15% Lohn-erhöhung wurden da gefordert, das war die offizielle Forderung der IG-Metall und die hatte die schon fallen gelassen, und dann streikten die Opel-Arbeiter, um an dieser ursprünglichen Forderung festzuhalten. 15 Prozent – kann man sich heute überhaupt nicht mehr vorstellen. Das war knuffig, der Streik dauerte zwei Tage, war ne interessante Einführung für uns, die wir von der Uni als Arbeiter bei Opel angingen.

### VI: Resümee: „68“

**Diese antiautoritäre Haltung und der zivile Ungehorsam, das sind für mich die beiden entscheidenden Sachen, die sich damit verbinden, heute noch.**

Andreas Müller

## Menschenort 37

### Der Knüllermarkt beherbergt linke Geschichte: Das Archiv für alternatives Schrifttum (afas)

Jürgen Bacia sammelt. Er sammelt nun seit über 40 Jahren vorwiegend altes Papier, aber auch anderes Material linker Bewegungen. Für die Aufbewahrung konnte er fünf Räume in einem leeren Schulgebäude in Duisburg-Rheinhausen nutzen. Seit kurzem liegen die gesammelten Schätze auf 1.600 Regalmetern verteilt in der obersten Etage des „Knüllermarktes“ in der Altstadt.

Warum sammelt jemand vorwiegend altes Papier? Es gibt ja nichts Überflüssigeres als die Zeitung von gestern. Doch das sieht Jürgen ganz anders, und das ergibt sich aus seinen Erfahrungen. Nachdem er schon zwei Jahre in Bochum studiert hatte, wechselte er 1971 an die FU Berlin und ließ sich dort von der undogmatischen Linken begeistern. Er arbeitete in der Roten Hilfe mit, war bei der Besetzung des Rauch-Hauses dabei – und weil er sich finanzieren musste, arbeitete er als studentische Hilfskraft im „APO-Archiv“, das die FU Mitte der 1960er Jahre zur Erforschung der außerparlamentarischen Opposition eingerichtet hatte. Seine Diplomarbeit schrieb er bei Johannes Agnoli über die Geschichte der Sponti-Bewegung und ergatterte sich anschließend ein Stipendium für eine Doktorarbeit zum gleichen Thema. Bei der Materialsuche merkte er, wie wenige Dokumente für ihn verfügbar waren.



Da begann seine Leidenschaft für die Hinterlassenschaften der Rebellen. Und aus dem Sponti wurde ein Archivar, der bewahrt, hegt und pflegt.

Im März 1985 ist er dabei, als in seiner Heimatstadt Duisburg ein Trägerverein gegründet wird; im Herbst 1986 werden die ersten Ordner in die Regale des Archivs für alternatives Schrifttum, kurz afas, gepackt – und dann wächst das Archiv unaufhaltsam. Jürgen ist seitdem formal der „Leiter“ des Archivs, der sich mit Projektmitteln und ABMaßnahmen unterbrochen von Arbeitslosenzeiten finanziert, nie eine feste Stelle hat, sondern immer für das Archiv da ist. „Scheiß auf die Rente“ ist die Haltung des bald 68jährigen. Doch er kämpft von Beginn an für eine staatliche Förderung, denn er hat die Überzeugung, „dass der Staat in die Pflicht zu nehmen ist, auch Widerständiges zu fördern und nicht nur das, was ihm genehm ist“. So kommt es, dass bei der Eröffnungsfeier der neuen Räume im Knüllermarkt am 24.2.2018 ein Vizeprä-

sident des Landtages, der Präsident des Landesarchivs NRW und ein Stadtdezernent neben dem verantwortlichen Redakteur der anarchistischen Zeitung „Graswurzelrevolution“ Redebeiträge halten. Denn gefördert wird das afas jetzt vom Landesministerium für Kultur und Wissenschaft und von der Stadt Duisburg.

Dieser Spagat zwischen Anarchie und Staatsknete ist gewollt, aber auch gefährlich. Gewollt, da auch freie Archive die



langfristige Zugänglichkeit ihrer Sammlungen sicherstellen müssen, personell wie finanziell. Die Sammlungen werden immer größer, der Platz reicht nicht mehr aus, es werden bezahlte Kräfte gebraucht, um alles zu sortieren und sinnvoll zu erfassen. Doch mit den Professionellen werden ehrenamtliche Menschen vergrault. „Das afas droht an seinem Erfolg zu scheitern“, fasst Jürgen das Dilemma zusammen. So wie viele Bewegungsarchive, die in den letzten Jahren mit dieser aufwändigen und kostspieligen Arbeit einfach überfordert waren und mit ihren wertvollen Sammlungen lautlos verschwunden sind.

Doch der Staat, von dem die Finanzierung gefordert wird, ist in der Vergangenheit immer wieder gegen freie Archive vorgegangen. In den 80er und 90er Jahren musste das Archiv im Münsteraner Umweltzentrum zahlreiche Razzien über sich ergehen lassen. Im Mai 2007 wurden das Archiv der Sozialen Bewegungen und das FotoArchivKollektiv in Hamburg sowie das Umbruch-Bildarchiv in Berlin durchsucht und Festplatten mit Fotos aus über 20 Jahren Bewegungsgeschichte gespiegelt. Noch im August 2017 wurde die Internetseite „linksunten.indymedia.org“ verboten, und damit zugleich ein zehnjähriges digitales Gedächtnis der radikalen Linken zerstört.

Jürgen Bacia hat meinen ungeteilten Respekt. 33 Jahre hat er gesammelt, Türklinken geputzt, sortiert, katalogisiert, systematisiert, Spenden akquiriert, publiziert, mit Verwaltung und Politik verhandelt, Gelder beantragt, BenutzerInnen betreut, Archive vernetzt, – und vor allem: sich selbst ausgebeutet. Darum verspreche ich ihm, dass ich dafür sorgen werde, dass die fehlenden Ausgaben vom **AMOS** – da fehlen ganze Jahrgänge – den Weg ins afas finden. An einen unabhängigen Ort für die Überlieferung der eigenen Geschichte. Damit die Geschichte der alternativen Bewegungen nicht zu einer Geschichte der verschollenen Dokumente wird.

Die afas-Sammlung hat einen Umfang von 1.600 Regalmetern. Ein paar Zahlen:

- 9.000 Periodika mit rund 250.000 Einzelheften | • 13.000 Broschüren |
- 12.000 Plakate | • 2.200 Archivalieneinheiten | • 50.000 Flugblätter |
- über 6.000 Fotos und Dias | • über 1.500 Museumsobjekte | • weit über 10.000 Bücher.

Die Bestände sind zum großen Teil bereits verzeichnet. Wer seine Materialien nicht auf der Deponie, sondern im afas deponieren möchte, hier der Kontakt: Archiv für alternatives Schrifttum, Münzstraße 37-43, 47051 Duisburg, Tel.: 0203 / 93554300, afas-archiv@t-online.de

Andreas Müller, geb. 1956, ehrenamtlich seit über 30 Jahren im Archiv der Geschichtswerkstatt Dortmund aktiv

Jürgen Klute

## Der kurdische Konflikt

ZWUKF

Das Newroz-Fest 2013 war von großem Optimismus geprägt. Auf Einladung der HDP in Diyarbakir habe ich an diesem Fest teilgenommen. Nach mehrjährigen Gesprächen zwischen Vertretern der türkischen Regierung, der HDP und dem inhaftierten Abdullah Öcalan wurde zum Newroz-Fest 2013 dessen Botschaft verlesen. Kern der Botschaft von Öcalan war das Ende des bewaffneten Kampfes der PKK.

Unter den vielen hoffnungsvollen Stimmen, die damals zu hören waren, gab es aber auch einzelne skeptische. So sagte mir Abdullah Demirbaş, der damalige kurdische Bürgermeister von Sur, der Altstadt von Diyarbakir, dass nur wenig Zeit bliebe, den begonnenen Friedensprozess zu verstetigen. Gelänge das nicht bis zum Jahresende, dann drohe der Mittlere Osten in ein langes blutiges Chaos zu versinken.

Heute sehen wir, dass Abdullah Demirbaş mit seiner skeptischen Einschätzung leider richtig gelegen hat.

Bereits in 2014 kam der Friedensprozess ins Stocken. Die kurdisch geprägte HDP-Listenverbindung erteilte nach anfänglichem Zögern den Plänen Erdoğan's für einen Umbau des politischen Systems in der Türkei zu einer Präsidialdemokratie eine Absage. Da auch die anderen Oppositionsparteien gegen diese Pläne Erdoğan's waren, fehlte ihm die nötige absolute Mehrheit.

Nach den Parlamentswahlen am 7. Juni 2015 erzielte die HDP 13,1% der Stimmen und konnte erstmals direkt ohne komplizierte Listenverbindungen ins Parlament einziehen. Mit 40,9% blieb Erdoğan's AKP deutlich unter der absoluten Mehrheit. Da es innerhalb der nach türkischem Recht vorgeschriebenen Frist von 45 Tagen nicht zu einer Koalitionsbildung kam, fand am 1. November 2015 eine erneute Parlamentswahl statt. Die HDH schaffte es mit 10,8% (10% ist die Hürde) erneut ins Parlament. Mit 49,5% der Stimmen erlangte die AKP diesmal eine absolute Mehrheit der Parlamentssitze. Damit brauchte Erdoğan die HDP nicht mehr für seine politischen Umbaupläne der Türkei.

### Der Krieg geht weiter

Der Friedensprozess war allerdings schon im Juni 2015 zunächst von Erdoğan ausgesetzt und dann von der PKK als beendet erklärt worden.

Innerhalb der Türkei kam es in den folgenden Monaten zu heftigen Angriffen der türkischen Armee auf die PKK und vor allem auf mehrere kurdische Städte in der Türkei: Cizre, Nusaybin, Sirnak und Sur, die Altstadt von Diyarbakir. Es kam zu massiven völkerrechtswidrigen Angriffen auf die Zivilbevölkerung dieser Städte. Große Teile dieser Städte wurden von der türkischen Armee – nach Zeugenaussagen beim „Permanent Peoples Tribunal on Turkey and Kurds“ am 15./16. März 2018 in Paris unter Beteiligung islamistischer Verbände – zerstört.

Zeitgleich zu den Entwicklungen in der Türkei eskalierte der Bürgerkrieg in Syrien. Im September 2014 griff der IS die bis dahin vom Bürgerkrieg weitgehend verschonte kurdische Stadt Kobane an der syrisch-türkischen Grenze an. Nach erbittertem Widerstand der kurdischen Selbstverteidigungskräfte,

die schließlich von den USA aus der Luft unterstützt wurden, gelang die Vertreibung der IS-Terrortruppen. In 2015, 2016 und 2017 gelang es unter kurdischer Führung und mit militärischer Unterstützung der USA, den IS weitgehend aus den besetzten Gebieten zu vertreiben.

In dieser Zeit bauten die Kurden in Nordsyrien eine weitgehend autonome Selbstverwaltung auf, blieben aber Teil Syriens. Die in Kurdisch als Rojava bezeichnete Autonomie-region war relativ demokratisch, hat Minderheiten politisch eingebunden und Frauenrechte durchgesetzt. Da Rojava eine relativ stabile und weitgehend vom Bürgerkrieg verschonte Region ist, sind viele syrische BürgerInnen aus anderen Teilen des Landes dorthin geflüchtet. So lebte in Afrin bis zum türkischen Angriff ein Mehrfaches an Flüchtlingen als die Stadt EinwohnerInnen zählte.

### Der Angriff auf Afrin

Diese Entwicklungen standen im Widerspruch zu Erdoğan's Interessen. Einerseits wollte er das säkulare politische System in Syrien durch ein ihm gewogenes islamisches ersetzen, um die Türkei als Regionalmacht auszubauen. Deshalb hat Erdoğan seit langem den IS unterstützt.

Andererseits fürchtete Erdoğan, dass die Entwicklung einer weiteren kurdischen Autonomieregion neben dem Nordirak Begehrlichkeiten seitens der in der Türkei lebenden Kurden wecken könnte. Sein schon früh erklärtes Ziel war die Verhinderung einer durchgehenden kurdisch kontrollierten Region von der irakischen Grenze bis zum Mittelmeer.

Aus dieser Interessenlage heraus hat die türkische Armee am 20. Januar 2018 die auf syrischem Gebiet liegende kurdische Stadt Afrin angegriffen. Nach anfänglichem Widerstand haben die kurdischen Selbstverteidigungskräfte die Stadt geräumt. Laut kurdischen Informationen führen kurdische Einheiten nun aber einen Guerillakrieg gegen die türkische Armee.

Die ursprünglichen Bewohner sind weitgehend vertrieben. In der Stadt werden zum Teil Familien von IS-Kämpfern angesiedelt. Außerdem sollen dort in die Türkei geflohene arabische Syrer angesiedelt werden, um die Zahl der Flüchtlinge in der Türkei zu reduzieren.

Nach kurdischen Informationen sind die demokratischen Strukturen der Kurden durch eine mehr oder minder islamistische Ordnung ersetzt worden. Den gleichen Informationen zufolge setzt die türkische Armee auch in Afrin islamistische Kampfverbände ein, die die gefährlichen militärischen Aufgaben in der vorderen Frontlinie übernehmen, um die Verluste der türkischen Armee möglichst klein zu halten. Wie die Entwicklung weitergehen wird, ist derzeit schwer einzuschätzen.

*Jürgen Klute, Jg. 53, 1984 bis 1986 Pfarrer im Schuldienst am Berufskolleg-Wittgenstein in Bad Berleburg, 1986 bis 1989 Mitarbeit im Projekt „Industrielle Arbeitswelt und Kirchengemeinde“ des Kirchenkreises Gladbeck-Bottrop-Dorsten, 1989 bis 2006 Sozialpfarrer im Kirchenkreis Herne, 2007 bis 2009 Referent an der evangelischen Stadtakademie Bochum, 2009 bis 2014 Mitglied des Europäischen Parlaments. Seit 1987 Mitarbeit beim AMOS und seit 2015 im Ruhestand.*

Shir Hever – 2. März 2018

## Wer profitiert davon, Gaza am Rand einer humanitären Katastrophe zu halten?

Gaza am Rande einer humanitären Katastrophe zu halten, lässt internationale humanitäre Hilfsgelder genau dorthin fließen, wo es israelischen Interessen dient. Wir hören vom bevorstehenden Kollaps von Gazas Trinkwasser-, Abwasser-, Gesundheitssystem und der Stromversorgung seit dem Ausbruch der zweiten Intifada vor 18 Jahren. In ihrem Buch „The One State Condition“ versuchen Ariella Azoulay und Adi Ophir die Frage zu beantworten, welche Interessen Israel (dabei) hat. Ihre Antwort bleibt auch nach 15 Jahren gültig: Die Palästinenser ewig an der Kippe zu halten, beweist Israels endgültigen Sieg. Die Palästinenser können ihr Leben nicht als gegeben nehmen, denn Israel kann ihnen ihr Leben jederzeit nehmen. Das ist die Grundlage von Israels Beziehung zum klaren Verhältnis der Dominanz über die Palästinenser.

Diese Antwort ist wahr, aber ungenügend. Es gibt auch eine ökonomische Antwort. Solange Gaza am Rand des Kollapses steht, lassen die internationalen Geber die humanitären Hilfsgelder weiter fließen. Wenn die Krise endet und die Blockade aufgehoben würde, kann man sicher annehmen, dass die internationalen Geber die Art der Hilfe, die sie zur Verfügung stellen, ändern und sich wieder auf die Entwicklung der Wirtschaft von Gaza konzentrieren (wie sie es von 1994 bis 2000, bis zum Ausbruch der zweiten Intifada getan haben). Diese Art von Hilfe würde wahrscheinlich mit bestimmten Branchen der israelischen Unternehmen konkurrieren und damit die israelische Wirtschaft bedrohen.

Angesichts der wachsenden Macht der populistischen Rechten, die die Palästinenser als totale Feinde des Staates Israel darstellen, müssen wir fragen, warum sich die israelische Regierung geweigert hat, die Situation „der Kippe“ zu beenden... Aber warum?

Internationale Hilfsorganisationen sind angehalten, humanitäre Hilfe auf möglichst effektive Weise zur Verfügung zu stellen. Sie müssen die am billigsten erhältlichen Lebensmittel kaufen, um im Rahmen ihres Budgets der größten Zahl von Menschen zu helfen. Obwohl Lebensmittel in Jordanien und Ägypten billiger sind, werden auf Lebensmittelimporte aus Jordanien und Ägypten Zölle erhoben. Die Zölle gehen im Prinzip zu Lasten der Kassen der Palästinensischen Autonomiebehörde, aber das können die Hilfsorganisationen nicht in Erwägung ziehen. Sie müssen stattdessen die meisten Güter, die sie verteilen, von israelischen Unternehmen kaufen.

Dazu kommt, dass israelische Sicherheitsregeln von Hilfsorganisationen verlangen, dass sie israelische Transportfirmen und Fahrzeuge in Anspruch nehmen, da es palästinensischen Unternehmen nicht mehr erlaubt ist, nach Israel zu fahren, um dort Güter abzuholen. Noch erheblicher ist, dass die Palästinenser keine eigene Währung oder Zentralbank haben: Finanzhilfe muss in Neuen Israelischen Schekel gegeben werden. Die ausländische Währung bleibt in der Bank von Israel. Und israelische Handelsbanken treiben auf dem Weg

zahlreiche Dienstleistungsgebühren ein. Das bedeutet tatsächlich, dass Israel die Besatzung exportiert: So lange die internationale Gemeinschaft bereit ist, finanziell zur Verhinderung einer humanitären Krise im Gazastreifen beizutragen, werden die israelischen Unternehmen ihnen weiterhin Güter und Dienstleistungen zur Verfügung stellen und dafür Bezahlung in ausländischer Währung erhalten. In einer Studie, die ich 2015 für die palästinensische Organisation Aid Watch durchgeführt habe, fand ich heraus, dass etwa 78% der Hilfe für die Palästinenser ihren Weg zur israelischen Wirtschaft gefunden hat – als Einkommen ...

zitiert nach <<https://972mag.com/who-profits-from-keeping-gaza-on-the-brink-of-humanitarian-catastrophe/>> Übersetzung: K. Nebauer  
Text gekürzt (uh) dt. Langfassung: [www.amos-zeitschrift.eu](http://www.amos-zeitschrift.eu)

*Shir Hever, Politökonom und Journalist, promoviert in Deutschland und arbeitet in Israel für das israelisch-palästinensische Informationszentrum in Jerusalem/Beit Sahour u.a. zur politischen Ökonomie der Besatzung, zum israelischen Waffenhandel, zur sozialen Gerechtigkeit in Israel und Palästina. Er gehört zur EJJ (European Jews for a Just Peace) und ist dort Vorstandsmitglied für deren deutsche Organisation „Jüdische Stimme für gerechten Frieden in Nahost“. ([www.shirhever.com/news/](http://www.shirhever.com/news/)) – seine Buchtitel: s.u.*

## Lesetipps und Links

### Palästina Journal (z.B. Heft 13: Nakba)

Zeitschrift der Deutsch-Palästinensischen Gesellschaft (s.u.)

### Projekt Kritische Aufklärung und Moshe Zuckermann

**Verwirrte Relevanz. Die Partei DIE LINKE ist mit der aktuellen Radikalisierung ihres Pro-Israel-Kurses endgültig im deutschen Nationalismus aufgegangen**

<http://projektkritischeaufklaerung.de/de/verwirrte-relevanz/>

### Fritz Edlinger (Hg.)

#### Palästina – Hundert Jahre leere Versprechen

Geschichte eines Weltkonflikts

Wien 2017, [www.verlag-promedia.de](http://www.verlag-promedia.de), 208 S., mit Zeittafel und Landkarten

Genau 100 Jahre nach der regional und international bis heute extrem folgenreichen ‚Balfour-Erklärung‘ ein die brisantesten Interessen, Strukturen und Probleme (er-)klärendes Buch – mit Texten u.a. arabischer Autoren sowie Richard Falk, Ludwig Watzal, Petra Wild ... (uh)

### Shir Hever

#### Die politische Ökonomie der israelischen Besatzung:

Unterdrückung über die Ausbeutung hinaus

Köln 2014, [www.neuerisverlag.de](http://www.neuerisverlag.de),

#### und The Privatization of Israeli Security

Pluto Press 2017

### Eyal Svan/Armelle Laborie

#### Legitimer Protest. Plädoyer für einen Kulturellen und akademischen Boykott Israels

Wien 2018, [www.verlag-promedia.de](http://www.verlag-promedia.de), 184 S.

- Uri Avnery/Gush Shalom: [www.uri-avnery.de](http://www.uri-avnery.de) – besonders die Texte vom 14.04. und 19.05.2018!!!
- BDS Kampagne: [www.bds-kampagne.de](http://www.bds-kampagne.de)
- Deutsche Initiative für den Nahen Osten: [www.dino-muenster.de](http://www.dino-muenster.de)
- Deutsch-Palästinensische Gesellschaft: [www.dpg-netz.de](http://www.dpg-netz.de)
- ECCP: [www.eccpalestine.org](http://www.eccpalestine.org) (engl.)
- Free Gaza Movement: [www.freegaza.org](http://www.freegaza.org) (engl.)
- Jüdische Stimme ... [www.juedische-stimme.de](http://www.juedische-stimme.de)
- Nakba Ausstellung: [www.lib-hilfe.de/infos\\_ausstellung.htm](http://www.lib-hilfe.de/infos_ausstellung.htm)
- Palästina Portal: [www.palaestina-portal.eu](http://www.palaestina-portal.eu)